Friedrich Weissers

neueste

poetische und prosaische

Werke.

Dritter Theil.

Brünn 1822.

Bey Joseph Georg Traßler.

A nostris procul est omnis vesica libellis,
Musa nec insano syrmate nostra tumet.

Martialis.

Verlegt von J. G. Traßler in Brünn.

RBR
Jam2
#941
bd.3

Inhalt.

Seite

Erste Abtheilung.

I. Das Gastmahl. Ein Mährchen aus: Tausend und Eine Nacht . . . 3
II. Das Taschenbuch der Liebe und Freundschaft 18
III. Die Schauspielerinn im Verhaft . 19
IV. An die Bewunderer eines bekannten Meuchelmörders 20
V. An den Plagiar . . . —
VI. Die drey Dichterinnen in absteigender Linie 21
VII. Die eitle Dorilis . . . 22
VIII. Segnet, die Euch fluchen! . . —
IX. Der landstreichende Sordidus . . 23
X. Schmuls Bekehrung . . . —
XI. Der Weiberfeind . . . 24
XII. Mäßigung der Weisheit . . —
XIII. Hochmuth des Reichthums . . 25
XIV. Blindheit des Glücks . . —
XV. Schmuls Glaubensänderung . . 26
XVI. Der küssende Schmul . . —

Seite

XVII. Die Nachtigall bey Hofe . . . 27
XVIII. Hunde = Tugend 28
XIX. Der Schuster und der Poet . . 29
XX. An Klingklangs Lobpreiser . . —
XXI. Fünf böse Dinge . . . 30
XXII. Der empfohlene Reimreich . . —
XXIII. An einen Declamator . . 31
XXIV. Der poetische Wintergarten . —
XXV. Der Titel einer Gedichte = Sammlung 32
XXVI. Frauen = Grabschrift . . —
XXVII. Der Lebensfrohe . . . 33
XXVIII. Die schöne Tullia . . . 38
XXIX. Das räthselhafte Wasser . . —
XXX. Allmacht des Todes . . 39
XXXI. An einen Schwätzer . . —
XXXII. Gedichte von Franz Horn . 40
XXXIII. Bays Liebeslied . . —
XXXIV. Weibliches Dichten . . 41
XXXV. Der Neugeadelte . . —
XXXVI. Verfeinerte Redensart . . 42
XXXVII. Steigen und Sinken . . —
XXXVIII. Der Ungerechte . . 43
XXXIX. Der fertige Epigrammendichter . —
XL. Versöhnlichkeit . . . 44
XLI. Reimreichs Siegesgesang . . —
XLII. Der Dichter an sein Kätzchen . 45

Zweyte Abtheilung.

I Shakespear im Conversations = Lexikon . 51
II. Literarisches Allerley . . . 58
III. Rüge einiger Unrichtigkeiten des Conversations = Lexikons in dem Abschnitt: Schiller 61

Seite

IV. Worte eines Freymüthigen . . 65
V. Züge aus dem Leben des italienischen Schauspieldichters Goldoni . . . 74

Dritte Abtheilung.

Abulkasem, oder der Großmüthige. Eine Erzählung des Morgenlands . . 97

Vierte Abtheilung.

I. Der Marktschreyer und sein Taschenbuch . 183
II. Der Zweykampf . . . 184
III. Voltaire an Friedrich den Großen . —
IV. Der freche Poet . . . 185
V. An den Herausgeber eines Tagblatts . —
VI. Der Adler und der Einfaltspinsel . 186
VII. Der Lehrer des Sprechens . . —
VIII. Glatteis im Sommer . . 187
IX. Der beleidigte Zecher . . . —
X. Die Organisten-Frau . . . 188
XI. An Reimreich, den Epigrammen-Dichter —
XII. Des Poeten Willibalds Versuch einer Selbstbiographie . . . 189
XIII. Scenen aus dem erneuerten Peter Squenz des Andreas Gryphius . . 194
XIV. Zum Geburtsfest einer Königinn . 206
XV. Auf eben dasselbe . . . —
XVI. Das Fest der Mutter . . 207
XVII. Der Ermüdete an den Langnasigen . 209
XVIII. Der Schwätzer . . . —
XIX. Bavs kleines Werk . . 210
XX. An den vielgereisten Sordidus . —
XXI. Die schreibenden Weiber . . 211
XXII. Die Frauen an Mutter Eva . —

Seite

XXIII. Menschlichkeit 212
XXIV. Der Gewinn . . . . —
XXV. Der Leser an den Dichter . . 213
XXVI. Der rauhe May 214
XXVII. Der Leyer- und Schwert-Poet . 215
XXVIII. Die lange Erzählung . . —
XXIX. Der Eheluſtige . . . 216
XXX. Verſagtes Lob . . . —
XXXI. Die ſüße Frau . . . 217
XXXII. Der glückliche Alte . . —
XXXIII. Der Mode-Sänger . . 218
XXXIV. Der Weiberfeind . . 221
XXXV. Der Poſtwagen . . —
XXXVI. Der Geitzige an ſeinen Arzt . 222
XXXVII. Der ſterbende Piger . . —
XXXVIII. Die beyden Luſtſpielſchreiber . 223
XXXIX. Der Plagiar . . . —
XL. Der Kampf mit den Löwen . . 224

Fünfte Abtheilung.

I. Blätter aus einem Gedenkbuche . . 227
II. Aus einer verbeſſerten Vorrede zu den geſammelten ältern Werken des Verfaſſers 238
III. Beyſpiel eines beyſpielloſen Bettelſtolzes 244
IV. Ein Wort über Charaden und Räthſel 245
V. Rüge eines anſtößigen Gedichts . . 247
VI. Rüge einiger gangbaren Schriftſteller-Sünden 249
VII. Scenen aus einer neuen, nicht fürs Theater beſtimmten Bearbeitung des Holbergſchen Luſtſpiels: Das arabiſche Pulver 258

Seite

Sechste Abtheilung.

I. Noch ein Wort über ein Verboth des Büchernachdrucks, mit Rücksicht auf das Publikum 287
II. An den Verfasser eines Buchs über einen bekannten deutschen Schriftsteller . 290
III. Morgengedanken . . . 291
IV. Der Freundschaftsdienst . . 295
V. Die Dichter-Denkmahle . . 296
VI. Merkwürdige Anekdote von einem Schicksals-Tragödienschreiber . . 298
VII. Offenherzigkeiten . . . 304
VIII. Betrachtungen aus Gelegenheit der hinterlassenen Papiere Augusts von Kotzebue 305

Siebente Abtheilung.

I. Frühlingslied 333
II. Die beleidigte Betula . . . 336
III. Zeichen der Zeit . . . . —
IV. Der Kampf 337
V. Sonderbarer Ekel . . . —
VI. Der Selbstmord . . . 338
VII. Schwere Verurtheilung . . —
VIII. Der After-Poet. Eine Satyre . 339
IX. Der reiche Mann. Ein Gemählde nach dem Leben 345
X. Nigers Grabschrift . . . 353
XI. Wunsch an einen kranken Karfunkelpoeten 354
XII. Der gleiche Wunsch in gereimten Versen —
XIII. Morgenländisches Reiselied . . 355
XIV. Freundeswahl. Eine Lehre des Morgenlands 357

Neueste

poetische und prosaische

Werke.

Dritten Theils

erste Abtheilung.

I.

Das Gastmahl.

Ein Mährchen aus: Tausend und Eine Nacht.

Edler Herr, o habt Erbarmen,
Ist nicht Euer Herz von Stein!
König, glaubt mirs! aller Armen
Bin ich leider werth zu seyn.

Nackt bin ich, wie könnt' ichs hehlen?
Daß mich hungert, schwör' ich Euch.
Welch ein Mann für gute Seelen,
Sind die guten Seelen reich!

Drum, des Hungers Wuth zu stillen,
Gebt, was Eure Küche beuth!
Meine Blöße zu verhüllen,
Hats bis nach der Tafel Zeit.

Wenig stellt mich schon zufrieden;
Ekel ist nicht mein Geschmack.
So zum Haupt der Barmeciden,
Sprach der Bettler Schakabak.

Und erstaunt und tiefbekümmert
Stellt der Barmecide sich.
Wie, ruft er, nach Brote wimmert
Noch ein Mensch in Bagdad? Sprich!

Kälber sterben, Schweine, Rinder,
Tag für Tag in meinem Haus,
Und der Schafe fromme Kinder,
Bloß dem armen Volk zum Schmaus.

Drum, der Barmeciden Weise,
Kennen sollst auch Du sie noch.
Wie ein Bettler fleht um Speise,
Fleh' ich: Lieber, speise doch!

Lästern hör' ich schon die Leute,
Fielst Du, welch ein Ungemach!
Fielst dem Hunger Du zur Beute
Plötzlich unter meinem Dach.

Zaudern, rief er, und kein Ende!
Auf, Ihr Sclaven, bringt in Hast,
Wasser bringt zum Bad der Hände
Mir und meinem edlen Gast!

Kein Gerufner war erschienen.
Doch der Barmecide spricht:
Welchen Eifer mir zu dienen,
Zeigt Ihr Wackern heute nicht!

Jetzt, den Gast noch mehr zu necken,
Trotz dem Hunger, der ihn quält,
Jetzt steckt er die Händ' ins Becken,
Das ihm sammt dem Wasser — fehlt.

Und zum Gast spricht er: Wie säumig!
Machs gerade doch, wie ich!
Dort das Becken, blank und räumig,
Ist, Du weißt es ja, für Dich.

Und der Gast folgt unverdrossen
Dem Geheiß im Augenblick.
Wohl mit Scherzen und mit Possen,
Denkt er, macht man hier sein Glück.

Ob wohl meine Leute schlafen?
Rief der Alte. Holla, frisch!
Säumt nicht länger, träge Sclaven!
Rührt Euch, und besetzt den Tisch!

Kommt Ihr endlich doch, Ihr Schnecken?
Schwören wollt' ich, Ihr seyd lahm!
So, mit Mienen zum erschrecken,
Sprach der Wirth, als — Niemand kam.

Welch ein Reichthum edler Gaben,
Wackrer Koch, und welch ein Duft!
Fürsten gleich will ich mich laben!
Fuhr er fort, und — kaute Luft.

Aber kamst Du her, zu fasten?
Sprach zum Bettler er. Ein Gast,
Läßt er seine Zähne rasten,
Merke Dirs! ist mir zur Last.

Herr, versetzt der Bettler, hohlen
Soll mich Der und Jener gleich,
Taugt der beste Wolf in Polen
So zum Gast, wie ich, für Euch.

Bravo! denn ich wollte schwören,
Nicht zu viel hast Du gesagt!
Rief der Wirth. Jetzt lass mich hören,
Wie Dir dieses Brot behagt?

Wahrlich, Herr! von dieser Sorte,
Sprach der Bettler, gibts nur eins,
Und traut' ich nicht Eurem Worte,
Glaubt' ich gar, es wäre — keins.

Darum auch für tausend Thaler
Kauft' ich meine Bäckerinn,
Sprach der Wirth, und dem Bezahler
Trug der Handel noch Gewinn.

Lieber! diese Hammelskeule
— Nirgends sah man ihre Spur —
Sprach der Wirth nach einer Weile,
Gönn' ich deiner Wolfsnatur.

Herr, versetzt der Gast, zu kochen
Weiß man nirgends, wie bey Euch.
Denn fürwahr, zermalm' er Knochen,
Oder Fleisch, dem Zahn ists gleich.

Rüstig brauche denn, mein Lieber,
Spricht der Alte, Dein Gebiß!
Gleich die Gans, Dir gegenüber,
Schnattert: Bruder, komm, und iß!

Aber laß — der Warnung fügen
Wirst Du gern Dich, wackrer Gast! —
Laß an wenig Dir genügen!
Denn zu fett scheint sie mir fast.

Doch den wohlgenährten Pfauen,
Manches Sultans Leibgericht,
Lüstern bloß ihn anzuschauen,
Solch ein Thor bist Du wohl nicht.

Und zuletzt noch diesen Hasen,
Scheint der Edle Dir nicht werth,
Deinen Gaum zu kitzeln — grasen
Heiß' ich Dich mit Rind und Pferd.

Nie, der Wahrheit bin ichs schuldig,
Schmaust' ich, sprach der Gast, wie jetzt.
Drum seyd, Herr! nicht ungeduldig,
Hört Ihr, ich sey satt, zuletzt.

Auf ein Mahl, wie dieß — zu Gnaden
Haltet meine Kühnheit mir! —
Nur die ärgsten Prasser laden,
Mein' ich, solltet künftig Ihr.

Mag sich denn die Scene wandeln!
Rief der Wirth. Den Nachtisch her!
Koste, Freund! hier diese Mandeln,
Fällt das Knacken Dir nicht schwer.

Diese Torte, jene Kuchen,
Und die Gold-Orangen dort,
Laß Dich nicht umsonst versuchen,
Thust Du gern nach meinem Wort.

Auch den Pfirsichen, den schönen,
Werde nicht ihr Lob verkürzt!
Um den Magen zu versöhnen,
Nimm die Plätzlein, wohlgewürzt!

Und so spielt, man kanns nicht besser,
Bey des Hungers bittrem Drang,
Schakabak den frohen Esser,
Wohl zwey volle Stunden lang.

Jetzt beginnt der Wirth: Verdrießen
Sollte, traun! Dein Fasten mich;
Denn so viel als Nichts genießen,
Sah' ich, seit Du kamest, Dich.

Doch vergeben und vergessen
Soll die Sünde, merk' es! seyn,
Zeigt der schwache Held beym Essen
Desto tapfrer sich beym Wein.

Aber mir bist Du verloren,
Tratst Du, Kind der Unvernunft,
Tratst Du gar mit andern Thoren
In die Wassertrinkerzunft.

Herr, ich tränke lieber Fässer,
Sprach der Gast, als Flaschen aus,
Spräche nur der Koran besser
Von der Zecher Saus und Braus.

Was? begann der Wirth zu schelten,
Ist der Koran wohl gescheut?
Ein Gesetz kann nimmer gelten,
Das Unmögliches gebeuth.

Nun Euch kann ich Nichts versagen!
Rief der Gast! Reicht her das Glas! —
Doch verzeiht! Ich darfs nicht wagen;
Denn mich warnt, Ihr wißt schon, was.

Nüchtern, Herr, laßt ja mich bleiben!
Bin ich gleich der beste Tropf,
Könnt' ich leicht doch Unfug treiben,
Stiege mir der Wein zu Kopf.

Selbst die Ehrfurcht, ohne Zweifel,
Edler Herr! die Euch gebührt,
Wiche bald dem Hader-Teufel,
Der das Zechervolk verführt.

Handeln sollst Du und nicht plaudern,
Sprach der Wirth, so ziemt es sich!
Drum ein Räuschchen, ohne Zaudern,
Trink' aus Ehrfurcht gegen mich!

Bey der goldnen Flasche rechten
Und vernünfteln ist nicht klug.
Hier das Glas, es ist vom ächten,
Leere mir auf einen Zug!

Wie er aß, der arme Junge,
Trinkt er jetzt auch nur zum Schein,
Und ein Nichts, mit trockner Zunge,
Preist er hoch als edlen Wein.

Bester Herr! Hoch sollt Ihr leben!
Stammelt' er. Vom Erdentand
Laßt uns auf zum Himmel schweben!
Weg und Steg sind mir bekannt.

Und er taumelt hin und wieder,
Lacht und weint, dem Wirth zur Lust,
Bethet jetzt, jetzt singt er Lieder,
Jetzt zerschlägt er sich die Brust.

Du, der Wackerste der Wackern,
Ruft' er, o wie lieb' ich Dich!
Ärgster Du, von allen Rackern,
Schurke, komm, umarme mich!

Ob dem tobenden Beginnen
Stockt das Blut dem Alten fast.
Mensch! ruft er, bist Du von Sinnen?
Und stößt weg den plumpen Gast.

Dieser doch rächt ungeschliffen
Sich für die erlittne Qual,
Und vergilt mit schweren Püffen
Das genossne leichte Mahl.

Mord, schreyt jetzt der Wirth, und Zeter!
Willst Du mich erwürgen? Sprich!
Doch der lustige Verräther
Stellt, als würd' er nüchtern, sich.

Ach! Ihr zürnt dem wilden Lärmer,
Spricht er schluchzend, wehe mir!
Wein, Du Abgott toller Schwärmer,
Haß und Rache schwör' ich Dir!

Traun! dem Himmel muß ich danken,
Daß ich mich nicht mehr vergaß,
Und nicht gar bey Schreyn und Zanken
Mich mit Euch im Faustkampf maß!

Doch, wenn ich es recht bedenke,
Habt Ihr kaum zum Zürnen Grund.
Macht' ich nicht vor dem Getränke
Meine Furcht Euch selber kund?

Freund! mich dünkt ein Clubb von Raben,
Spricht der Wirth, macht Jagd auf Dich.
Doch ein Schalk mit deinen Gaben
Taugt zum Tafelfreund für mich.

Drum lass jetzt im Ernst uns essen!
Und gleich schenk' ich bessern Wein,
— Nur sey nicht die Zucht vergessen! —
Als Du vorhin trankst, Dir ein.

Nicht umsonst, Du darfst mir trauen,
Spricht er, Freund! wardst Du geneckt,
Und mit Gänsen, Hasen, Pfauen,
Ist der Tisch im Nu bedeckt.

Kurz, zum Schmaus wird für den Magen,
Was ein Schmaus der Ohren war,
Und der Gast, voll Wohlbehagen,
Tauschte kaum mit einem Zar.

Gleiches Glück war ihm beschieden
Tag für Tag von diesem Nu,
Und das Gut des Barmeciden
Fiel zuletzt als Erb' ihm zu.

II.

Das Taschenbuch der Liebe und Freundschaft.

Schmäht ja das Taschenbuch der Lieb' und Freundschaft nicht,
Das seinem Titel wohl entspricht!
Der Freundschaft Lauigkeit, wer hat sie nicht erfahren?
Drum bringt ihr auch mit Recht der Dichter Schar
Das Frostigste zum Opfer dar.
Wie oft pflegt Liebe nicht mit Tollheit sich zu paaren?
Was soll denn, sprich, verkehrte Tadlerzunft!
In einem Buch, das ihr sich weiht, Vernunft?

III.

Die Schauspielerinn im Verhaft.

Zum Kommissar, der in Verhaft sie führte,
Weil sie nicht that, was ihr zu thun gebührte,
Sprach eine Bühnenheldinn, stolz und keck:
Der König, der mich straft, erreicht nicht seinen Zweck.
Die Freyheit zwar, und ihr entsag' ich ohne Grämen,
Doch nicht die Ehre kann sein Machtgeboth mir nehmen.
Der Kommissar versetzt: Wahr ist es, was Ihr sprecht.
Der Kaiser selbst verliert, wo Nichts ist, ja das Recht.

IV.

An die Bewunderer eines bekannten Meuchelmörders.

Ihr preist den Meuchelmord als eine große That.
Ich preise mehr als Euch — den Galgen und das Rad.

V.

An den Plagiar.

Nur Ein Geboth, o Bav, laß Dir von mir empfehlen!
Du sollst nicht schreiben, Freund! Warum? — Du sollst nicht stehlen!

VI.

Die drey Dichterinnen in absteigender Linie.

Die Großmama sang matt;
Mamachens Lied war platt.
Drob zürnt die Enkelinn,
Mit kindlich-frommem Sinn,
Und nach dem höchsten Flug
Strebt sie mit gutem Fug.
Drum nennt, wer Ohren hat,
Ihr Lied nicht matt, noch platt.
Doch, zum gerechten Zoll
Der Ehrfurcht, nennt man's toll.

VII.

Die eitle Dorilis.

Verliebt in ihre Reitze, weiht
Dem Spiegel Dorilis fast ihre ganze Zeit.
Gottlob, dacht' ich an ihres Mannes Statt,
Daß sie, wie Janus, nicht gar zwey Gesichter hat!

VIII.

Segnet, die Euch fluchen!

Zu segnen, die Euch fluchen, wohl ists Pflicht.
Doch schöner ist die Lehre, welche spricht,
Zwar bey der Menge, leider! ohne Frucht:
Stets handelt so, damit Euch Niemand flucht!

IX.

Der landstreichende Sordidus.

Warum stets Sordidus von Land zu Lande zieht?
Weil man, wohin er kommt, mehr als die Pest ihn flieht.

X.

Schmuls Bekehrung.

Schmul wird ein Christ, zwar ihm zum Glück,
Doch nicht zur Ehre, sollt' ich denken.
Ein ungetaufter Galgenstrick
Wird dem getauften wenig schenken.

XI.

Der Weiberfeind.

Die böſen Frauen ſind ſtets meines Tadels Ziels,
Sprach Lepidus, allein die guten ſollen leben!
Nein, ſprach ſein Freund Pedrill, Du magſt es mir vergeben,
Selbſt an den guten iſts zu viel.

XII.

Mäßigung der Weisheit.

Geſchrieben ſteht: Man ſey nicht immer weiſe!
Dieß iſt ein Spruch, ſagt Bav, den ich vor allen preiſe,
Und daß man ſieht, feſt präg' er ihn ſich ein,
Hört er nicht auf, ein Narr zu ſeyn.

XIII.

Hochmuth des Reichthums.

Für Gaben, wähnt Kodill, werd' er verehrt,
Die ihm das Glück, nicht die Natur beschert.
Er glaubt, daß Gold ihn vor Verachtung schützt,
Und hält sich selbst für gut, weil er viel Gut besitzt.

XIV.

Blindheit des Glücks.

Blind sey Fortuna? Wohl? Ich räum' es willig ein.
Doch ists dem Klugen leicht, ihr Augenarzt zu seyn.

XV.

Schmuls Glaubensänderung.

Den Glauben ändert Schmul bloß darum, sagt die Welt,
Damit in keinem Theil er Treu' und Glauben hält.

XVI.

Der küssende Schmul.

Wenn Ihr den Schmul, ob seinem Küssen
Erboßt, den zweyten Judas nennt,
So widerspricht, ob Ihrs gleich selber nicht bekennt,
Euch Euer eigenes Gewissen.
Denn wer zieht es nicht vor, daß man ans Kreuz ihn schlägt,
Als daß er einen Kuss von einem Schmul erträgt?

XVII.

Die Nachtigall bey Hofe.

Wie so schnell, o Nachtigall!
Ist verstummt Dein süßer Schall?
„Freund! ein Käfich schloß mich ein,
Schlecht und recht, und arm und klein.
Lieder sang ich da mit Lust
Tag und Nacht aus freyer Brust.
Jetzt doch ist mein Haus von Gold;
Denn ein König ward mir hold,
Und bey Pracht und Herrengunst
Ging verloren meine Kunst.“

XVIII.

Hunde-Tugend.

Bin ich nicht ein edler Hund,
Preist mich gleich kein Dichtermund?
Herr und Frau sehn ihren Willen
Mich mit gleicher Treu' erfüllen.

Kommt ein Dieb geschlichen, schnell
Zwingt zur Flucht ihn mein Gebell.
Doch die Buhler zu verjagen,
Hört man keinen Laut mich wagen.

XIX.

Der Schuster und der Poet.

Ihr Schuh'- und Versekenner, richtet!
Ists billig, daß mich Bav verlacht?
Sein mattes Lied ist bloß gemacht;
Doch meine Schuhe sind gedichtet.

XX.

An Klingklangs Lobpreiser.

Freund Klingklang wird von Euch mit Recht ein Schwan genannt.
Denn nah' ist er der Gans verwandt.

XXI.

Fünf böse Dinge.

Leicht glauben; leicht Entschlüsse fassen;
Auf Schmeichler, wie auf Freunde, baun;
Der jungen Leute Rath vertraun;
Die Diener häufig wechseln lassen.
Fünf Dinge hab' ich hier genannt;
Durch sie verdarb schon manches Land.

XXII.

Der empfohlene Reimreich.

Soll Euch manch schönes Lied entzücken,
So wagt zum Reimreich einen Gang!
„Zum Reimreich? Willst Du uns berücken?
Wer lobte je noch, was er sang?“ —
Er freylich ist ein Stümper ohne Gleichen;
Doch seiner Nachtigall muß selbst ein Orpheus weichen.

XXIII.

An einen Declamator.

Den Wunsch, das stumm Du wärst, kannst Du
mir nicht verzeihen,
Hör' ich entsetzlich Dich als Declamator schreyen.
Sieh, Lieber, doch Dein Unrecht ein!
Soll mir vielleicht ich wünschen, taub zu seyn?

XXIV.

Der poetische Wintergarten.

Erspare Dir mit Deinem Wintergarten
Die Mühe künftig, bist Du klug!
Im Sommer wächst, kannst Du ihn nicht erwarten?
Des Unkrauts ja von selbst genug.

XXV.

Der Titel einer Gedichte-Sammlung.

Das Büchlein, das Euch Stentor weihte,
Zu sagen sey es mir vergönnt,
Ein Dudelsack ists, lieben Leute!
Den sein Verfasser Harfe nennt.

XXVI.

Frauen-Grabschrift.

Vernimm, o Wanderer! von mir, dem Leichenstein:
Ein frommes Weib grub man hier ein!
Wenn Du mich Lügen strafst, so ist mirs ärgerlich;
Doch glaubst Du mir, so wundert's mich.

XXVII.

Der Lebensfrohe.

Schmäht, Ihr Murrer, was Ihr wollt,
Schmäht nur nicht das Leben!
Wonne pflegt das edle ja
Selbst dem Wurm zu geben.
Kommt ein Unfall, immer steht
Gleich der Trost daneben.
Wuchern hier die Nesseln; dort
Ranken sich die Reben.

Böse freylich ist die Welt,
Wie die Meisten wimmern,
Und der Bessern kleine Zahl
Weicht dem Heer der Schlimmern.
Doch seyd Ihr nur selber gut,
Mag es Euch nicht kümmern.
Wird man doch noch manchem Schuft
Seinen Galgen zimmern.

Denkt nur an das süße Ding,
Denkt nur an die Liebe!
Sie allein, schilt Mancher gleich
Ihre Flammentriebe,
Klagend, daß sie hier und dort
Ein Gehirn verschiebe,
Sie allein ists werth, daß man
Stets auf Erden bliebe.

Zwar die Weiber sind voll Trug,
Hört man häufig klagen.
Doch würzt Amor nicht mit Lust
Selber seine Plagen?
Kränkt Euch Doris durch ihr Nein;
Ja wird Phyllis sagen,
Und täuscht Nettchen Euch, so müßt
Ihrs mit Jettchen wagen.

Was hat Bacchus sonst zu thun,
Als Euch zu erfreuen?
Wünscht Ihr fröhlich stets zu seyn,
Müßt Ihr ihm Euch weihen.
Denn wo schweigen, als beym Glas,
Jammer-Litaneyen,
Und wer mag beym nahen Heil
Fernes Übel scheuen?

Ungepriesen bleib' auch nicht
Des Gesänges Gabe,
Krächzt, uns eben nicht zum Dank,
Gleich auch mancher Rabe!
Reich ist Jeder, dem sie ward,
Selbst bey karger Habe,
Und entzückt des Sängers Lied
Uns nicht noch am Grabe?

Narren freylich, groß und klein,
Ich bekenn' es ehrlich,
Narren findet man mit Recht
Dort und hier beschwerlich.
Doch sie auszurotten, dünkt
Mich fast zu gefährlich;
Denn das Lachen, wißt Ihr wohl,
Ist uns unentbehrlich.

Nicht um jedes schnöde Ding
Mag der Weise rechten.
Ist ein Gut das höchste nicht,
Zählts nicht gleich zum Schlechten!
Welkt die Rose, könnt Ihr doch
Eichenkränze flechten.
Nur Genügsamkeit versöhnt
Mit den dunkeln Mächten.

XXVIII.

Die schöne Tullia.

An Reitz gleicht Tullia Cytheren,
Und ähnlicher, ich wills beschwören,
Sah noch die Welt kein Schwestern-Paar,
Wenn Venus eine Närrinn war.

XXIX.

Das räthselhafte Wasser.

Ein Wasser gibts, es ist nicht naß;
Neptun erkennts nicht an; Apollo siehts mit Haß;
Kein Mensch ist, dem es nicht den größten Ekel macht.
Dieß Wasser, Reimreich! hat Dein Kiel hervorgebracht.

XXX.

Allmacht des Todes.

Wen weiß der Tod nicht zu bezähmen?
Selbst Weiberzungen kann er lähmen.

XXXI.

An einen Schwätzer.

Antworten soll ich, Freund! auf Deinen Wortschwall Dir?
Unmöglich, leihst Du nicht erst Deine Zunge mir.

XXXII.

Gedichte von Franz Horn.

Gedichte liefert uns der freundliche Franz Horn,
Und Trauben, denkt an mich! am Ende noch der Dorn.

XXXIII.

Bavs Liebeslied.

Dein Werk, ein Liebeslied, ists endlich doch vollbracht?
Dafür muß weit Dein Ruhm erschallen.
Der Venus hast Dus zu Gefallen,
Minerven hast Du es zum Trotz gemacht.

XXXIV.

Weibliches Dichten.

Die Jungfrau, welche Sylben zählt,
Wird, der Erfolg kann nimmer fehlen,
Wenn gleich ihn manche sich verhehlt,
Zur Strafe keinen Freyer zählen.
Und wenn nach deutscher Kunst und Art
Die arme Jungfrau Reime paart,
Wird sie das gleiche Los erfahren.
Kein Mann wird je mit ihr sich paaren.

XXXV.

Der Neugeadelte.

Kodill, den alle Welt stets mit Verachtung nennt,
Zum hochgebornen Herrn macht ihn ein Pergament.
Nach Gold geziemt sichs, traun! zu rennen und zu laufen.
Kann man jetzt doch sogar Geburt dafür sich kaufen.

XXXVI.

Verfeinerte Redensart.

Gemein ists, wenn Ihr schwört, Bav sey ein Hörnerträger.
Sagt zierlicher dafür: Der Mann hat viele Schwäger!

XXXVII.

Steigen und Sinken.

Nichts taugt, o Rufus! was als Dichter Du beginnst;
Doch als Beamter nennt man Dich erträglich.
Drum steigst Du höher in des Königs Dienst;
Doch tiefer sinkst im Dienst Apolls Du täglich.

XXXVIII.

Der Ungerechte.

Indem Ihr Zeter stets bey Muffels Unrecht schreyt,
Versagt dem Ehrenmann Ihr selbst Gerechtigkeit;
Denn diese spricht, als Euer guter Engel:
An Galgen mit dem Galgenschwengel!

XXXIX.

Der fertige Epigrammendichter.

Je leichter Dir es wird, ein Epigramm zu machen,
Je schwerer wird mirs, Freund! bey Deinem Witz zu lachen.

XL.

Versöhnlichkeit.

Versöhnlichkeit sey mir, o Niger! nicht verliehen?
Wird mir, Undankbarer! von Dir kein bessrer Lohn?
Hab' ich nicht jüngst, vergaßest Du es schon?
Daß Du mich lobtest, Dir verziehen?

XLI.

Reimreichs Siegesgesang.

Ein mattes Lied, bey einer Siegesfeyer,
Entlockte Reimreich seiner Leyer.
Doch kann Euch, lest Ihr es, der Schlaf vielleicht verschonen,
Brüllt nur zu gleicher Zeit der Donner der Kanonen.

XLII.

Der Dichter an sein Kätzchen.

Wie lächeln mir so freundlich die Kamönen!
Denn — spottet nur darob! —
Denn heute soll mein Saitenspiel ertönen
Zu einer Katze Lob.

Ach! wen, o sprecht! in dieser Zeit von Eisen,
Voll Trug, Verrath und List,
Wen kann mit Recht des Sängers Harfe preisen,
Wenn's Katz' und Hund nicht ist?

Magst Du den Kopf auch Dir nicht viel zerplagen,
Daß er mein Lied versteht!
Läßt sich das Gleiche doch von Manchem sagen,
Der als Mäcen sich bläht

Wenn ich zuerst nicht Deine Schönheit priese,
Verdröß' es Dich mit Recht.
Was gälte, selbst bey Katzen, mehr als diese,
Dem weiblichen Geschlecht?

O Du, von Augen gelb, und blau von Haaren,
Sprich, welches Katerherz
Hat dieser Reitze Zauber nicht erfahren,
Mit Lust und süßem Schmerz?

Wer lacht Dir hämisch, Trotz sey ihm gebothen!
Ins bärtige Gesicht?
Und küßt' ein König Dir die sammtnen Pfoten,
Zu viel, im Ernst, wärs nicht.

Doch tönt nicht stets ein Miau Dir zur Feyer,
Erpreßt von Liebesweh?
Du zählst, der Katzen schönste, mehr der Freyer,
Als einst Penelope.

Und spielst Du gleich bey allen die Kokette,
Nicht achtend ihrer Pein,
Wirft keine Dame doch so leicht, ich wette,
Auf Dich den ersten Stein.

Stets opferst Du — wer sieht nicht hier das Siegel
Der ächten Weiblichkeit? —
Gleich einem Mädchen, vor dem Anzug-Spiegel
Dem Putz die schönste Zeit.

Als Heldinn auch darfst Du Dich kühn erheben:
Denn ohne Dich, o Graus!
Müßt' ich vor Feinden Tag und Nacht erbeben
In meinem stillen Haus.

Mehr als Achill im Zorn einst Heldenschatten,
Bey Trojas wildem Brand,
Mehr hast Du, wahrlich, Mäuse schon und Ratten
Zum Acheron gesandt.

Zwar soll stets falsch sich dein Geschlecht beweisen;
Doch mancher Biedre meint,
Nicht höher sey in diesem Punkt zu preisen
Sein Mädchen und sein Freund.

Die Stimme nur will man bei dir nicht loben,
Und — welch ein Schmerz für mich! —
Oft grüßt man gar, als gäbst du Opernproben,
Mit wildem Pochen dich.

Doch wenn auch hier nicht die Natur das Schöne
Zum Guten dir beschied,
Wer hörte doch nicht lieber deine Töne,
Als Horns Karfunkellied?

So werd' ich stets für deinen Ruhm mich streiten,
Denn nie, mit Einem Wort,
Nie kränkst du mich, verzeih' ich nur zu Zeiten
Die etwas Raub und Mord.

Neueste

poetische und prosaische

Werke.

Dritten Theils

zweyte Abtheilung.

I.

Shakespear im Conversations-Lexikon.

Shakespear könnte wirklich der größte aller Dichter seyn, und dennoch vernünftigen Leuten durch das ekelhafte Gewäsch mancher seiner Lobpreiser verhaßt werden. Wie man behauptet, daß jeder Mensch seine eigene Religion habe, so hat jeder dieser aufgedunsenen und haltungslosen Kunstschwätzer seinen eigenen Shakespear, und nur in dem einzigen Ausspruch kommen sie mit einander überein, daß man schlechterdings ihrem Helden keine Gerechtigkeit widerfahren lasse, wenn man nicht vor Bewunderung desselben geradezu — ein Narr werde.

Im Brockhausischen Conversations-Lexikon ist der vergötterte dramatische Sans Culotte der Eng-

länder, der wenn er noch lebte, zuverläßig seine deutschen Anstauner und Lobposauner zuerst verhöhnen würde, vollends gar dem freundlichen Herrn Franz Horn in die Hände gefallen, der des Unsinns so voll von ihm war, daß er sich erst nach angefüllten ein und zwanzig Seiten, deren jede bekanntlich im Conversations-Lexikon ein halbes Buch ist, erschöpft fand.

Ein solcher Abschnitt von diesem Schriftsteller im Conversations-Lexikon! Ist das Buch etwa für Galeeren-Sclaven geschrieben? Im Ernst den Menschen, der diese ein und zwanzig Seiten freywillig zu lesen unternähme, würde ich geradezu für einen Selbstmörder erklären, der noch obendrein sich die martervollste aller Todesarten wählte. Das Ganze ist ein Gewebe von Albernheiten, Schiefheiten und barem Unsinn, und setzt die Geschmacklosigkeit, den Eigendünkel und die Anmaßung des Herrn Franz Horn, der nirgends so sehr Horn ist, als in diesem Aufsatze, in ein gleich starkes Licht.

Er beginnt gleich mit der veralteten Kraftgenies-Tirade, daß Shakespears Geist zu gewaltig gewesen sey, um sich vom kümmerlichen Treiben eines Alltagslebens erdrücken zu lassen. Gewisse Leute werden nie vernünftig werden, und daher werden sie auch nie aufhören, rasende Lehren zu predigen. Eine

rasende Lehre ist es aber, daß jeder Milchbart, der sich einbildet, er sey von der Natur zu einem poetischen Monstrum, bey dessen Anblick alle Welt Maul und Nase aufzusperren habe, geschaffen, dem sogenannten Alltagsleben den Krieg ankündigen müße. Das Alltagsleben hat noch keinen ausgezeichneten Geist erdrückt. Aber der affectirte Haß desselben hat die unselige Folge daß man bald vor lauter Thoren von dem unerträglichsten Schlag nicht mehr weiß, wo man in der Welt bleiben soll.

Recht Franzhornischpossirlich ist es, daß von ihm noch jetzt nach mehr als dritthalbhundert Jahren der Edelmann, Sir Thomas Lucy, zu Charlecote, weil er den jungen Shakespear wegen einer Wilddiererey gerichtlich belangte, ein Pedant gescholten wird. Ein vernünftiger Herr, heißt es, würde auf so zum Wildfang so geneigte Persönlichkeit einer Dich ins Leben greifenden Jugend, die sich nun einmahl nicht von vornherein in die Bande der Philisterschaft schlagen läßt, Rücksicht genommen haben. Wenn also das siebente Geboth nicht nur dem Alter, sondern auch der frisch ins Leben greifenden Jugend zuruft: Du sollst nicht stehlen! so muß man ihm nach Herrn Franz Horn antworten: Rufe, so lange Du willst, pedantisches Ding! Junge Leute, die sich nun einmahl nicht von vornherein in die

Bande der Philisterschaft schlagen lassen, werden Dich auslachen, und Dir zum Trotz stehlen, so oft es ihre zum Wildfang geneigte Persönlichkeit so haben will. Man muß im Ernst sich Glück wünschen, daß die Gerichte das Privilegium zu stehlen, das Herr Franz Horn der frisch ins Leben greifenden Jugend ertheilt, nicht anerkennen, sondern die jungen Diebe so gut hängen lassen, als die alten. Zum ersten Mahl lernt man auch bey dieser Gelegenheit von Herrn Franz Horn, daß die Leute, die es übel nehmen, wenn man sie bestiehlt — Pedanten sind. Übrigens war Shakespear, als er das Verbrechen beging, wenn gleich erst zwey und zwanzig Jahre alt, doch schon Ehemann und Vater mehrerer Kinder, und es ist also auch von dieser Seite eine Albernheit ohne ihres Gleichen, wenn man für ihn bey einem Verbrechen die Nachsicht fordert, auf wen allenfalls ein junger Mensch, der kaum aus Franz Knabenjahren herausgetreten ist, bey einem verübten Muthwillen Anspruch machen könnte. Überhaupt zeigt man sich gerade selbst als den lächerlichsten aller Pedanten, wenn man über eine auf alle Fälle nichtsbedeutende Geschichte, die durch Jahrhunderte den Augen der heutigen Welt entrückt ist, sich jetzt noch in ein Vernünfteln einläßt. Auf diese Art wäre es freylich kein Wunder, wenn Jemand mit einer einzi-

gen Abhandlung, wäre es auch sogar eine über Herrn Franz Horn selbst, alle zehn Bände des Conversations-Lexikons anfüllte. Vermuthlich würde Herr Franz Horn, hätte er der Acten über den Wilddiebsprozeß habhaft werden können, nicht ermangelt haben, sie mit seinen tiefsinnigen Anmerkungen begleitet, seinem Aufsatz ebenfalls einzuverleiben.

Geschimpft wird in diesem Aufsatz von Herrn Franz Horn, den Manen Shakespears zu Ehren, über den Schauspieldichter Ben Jonson; über die lateinische Inschrift zu Shakespears Gedächtniß an der Kanzel in der Kirche zu Stratford; über die Engländer, die gern rechnen, und Geldsummen wenigstens im Munde führen; über einen Master Gastrell, der ein grämlicher Filz war, und den Shakespearsbaum abhauen ließ; über die Correctheit der Dichter; über den König Carl den Zweyten von England; über den Kunstrichter Johnson, einen durch Verstand, Witz, Scharfsinn, Geschmack und Gelehrsamkeit in hohem Grad ausgezeichneten Mann, welchem also der Verfasser der Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands die Schuhriemen nicht aufzulösen werth ist; über das von Lessing angeblich niedergeschmetterte deutsche Alexandriner-Theater; über den überauscorrecten

Pope, von welchem Riesen Herr Franz Horn, der Zwerg, zu sagen die Stirn hat: Er spreche Manches über Shakespear — in den Tag hinein. Doch wer schreibt gern Franz-Hornitäten ab, und — — wer mag sie lesen? Herr Franz Horn hat sich bekanntlich schon mehr als Ein Mahl vor dem Publikum für einen großen Freund der Polemik erklärt, und Polemik heißt bey ihm, über Dinge, die ihm mißfallen, und über Leute, deren Ansichten von der Poesie nicht mit seinen albernen Grillen übereinstimmen, schimpfen. Daß die unaussprechlichen Ekel erregenden Franz Hornschen Lieblingswörter und Blümchen: Betrübt, Andeutung, vornehm, frisches und gesundes Gemüth, Lästerlichkeiten, gesundkräftige, ritterlich-ruhmbegierige Zeit ꝛc. dem Leser auf jeder Seite, wie Dorn und Disteln auf einem verfluchten Acker, begegnen, von dieser betrübten Wahrheit überzeuge sich zu seiner eigenen Strafe Jeder selbst, der mir nicht aufs Wort glauben will.

Zu melden ist auch noch, daß Herr Franz Horn mit der Inschrift auf Shakespears Bildsäule in der Westmünster-Abtey aus dem eigenen Schauspiele des Dichters, der Sturm nur, mittelmäßig zufrieden ist, und einer von ihm angegebene zehn Mahl weniger passenden den Vorzug gibt. Billig

sollte er sich die Gerechtigkeit widerfahren lassen, und diese nach London schicken, weil es mir sehr leid um die englische Nation wäre, wenn der Nahme Franz Horn ihr nicht wenigstens eben so viel Ehrfurcht einflößte, als seinen deutschen Landsleuten. Von der eigentlichen Kritik des Herrn Franz Horn in seinem unendlichen Aufsatz sey es genug zu bemerken, daß er zu fremder Albernheit seine Zuflucht nimmt, sobald er sich — von seiner eigenen verlassen sieht.

Wie will es das Conversations-Lexikon verantworten, daß es die Bearbeitung eines Gegenstands, von welchem die Redaction annehmen mußte, er werde von den meisten Lesern für einen der wichtigsten gehalten, einer so ungeschickten Hand anvertraute?

II.

Literarisches Allerley.

1.

Über manche Gedichte-Sammlungen.

Mancher, dessen Gedichte einzeln nicht gerade mißfallen, macht kein Glück mit einer Sammlung derselben. Von einem solchen kann man sagen, er wisse ein Gedicht zu machen, aber keine Gedichte.

2.

Die Berühmten.

Durch den Ruhm, in dessen Besitz ich manche Schriftsteller sehe, habe ich von jeher den Ruhm selbst verachten gelernt.

3.

Eine des Verewigens werthe poetische Licenz.

Ein bekannter Dichter, der von seinen Freunden, seinen besten Freund — ihn selbst mit eingeschlossen, für einen Stern der ersten Größe am Dichterhimmel gehalten wird, hat kürzlich ein neues Wort, nähmlich Reitzgen, als Diminutiv von Reitz, geschaffen, und zugleich den Ohren seiner Leser die etwas starke Zumuthung gemacht, den Reim Reitzgen und Geitz'gen wohlklingend zu finden.

4.

Handel mit Taschenbüchern.

Man sollte die Taschenbücher und Almanache nicht mehr im Buchladen, sondern in den Läden der Zuckerbäcker und Putzmacherinnen feilbiethen, damit doch ein junger Herr beym Einkauf der Weihnachtgeschenke für seine Dame in einem Laden weniger zu laufen brauchte.

5.

Das gute Gedicht in einem Taschenbuche.

Schade für ein gutes Gedicht, das in einem Taschenbuche, und also an einem Ort steht, wohin es nicht gehört, wo es von Niemand gesucht, und wo es nicht gelesen, oder wenigstens nicht verstanden wird!

6.

An gewiße Poeten.

Ihr armen, reimseligen Leute! Ich weiß mir Euren Hochmuth gar nicht zu erklären, wenn Ihr anders nicht stolz auf die Verachtung seyd, mit welcher das Publikum Euch behandelt.

III.

Rüge einiger Unrichtigkeiten des Conversations-Lexikons in dem Abschnitt: Schiller.

1.

Schillers Mutter.

Wer war Schillers Mutter? Wem ist diese Frage, sey er auch ein noch so begeisterter Verehrer des verstorbenen Dichters, nicht völlig gleichgültig? Wenn man aber, wie das Conversations-Lexikon, ihrer einmahl zu gedenken für nöthig findet: so sollte man wenigstens die Neugierigen nicht durch falsche Nachrichten täuschen. Schillers Mutter war nicht, wie das Conversations-Lexikon erzählt, aus Kodweis gebürtig, sondern Kodweis war ihr Familien-Nahme. Der Himmel mag wissen, ob es überhaupt einen Ort dieses Nahmens in der Welt gibt. An welchem Orte des vormahligen Herzogthums Würtemberg übrigens die ehrliche Frau,

die durch den Ruhm ihres Sohns um kein Haar merkwürdiger wird, als jede andere Mutter, zuerst das Licht der Welt erblickte, diesen Umstand zu erforschen, bleibe den Leuten überlassen, die sich gern — um Kleinigkeiten bekümmern.

2.

Schiller und Ständlin.

Unbegreiflich ist es, wie das nähmliche Lexikon behaupten kann, Schiller habe die unter dem Titel Anthologie bekannte Sammlung größtentheils verunglückter, und von ihm später bis auf ein Paar Fragmente verworfener Gedichte in Gemeinschaft mit Ständlin veranstaltet. Gerade diese Anthologie setzte Schiller dem unendlich bessern Musenalmanach von Ständlin feindselig entgegen, und mißhandelte ihn nicht nur in der Vorrede, sondern auch in einigen Gedichten der Sammlung auf eine Art, die weder seinem Character, noch seinem Witz zur Ehre gereichte. Schiller war besonders damahls viel zu trunken von dem Lärm, den seine Räuber gemacht hatten, als daß er sich an einen Dichter, wie Ständlin, dessen Dichterberuf freylich der Welt nie einleuchten wollte, hätte anschließen können.

3.

Schillers Laura.

Wäre die Behauptung des Conversations-Lexikons richtig, daß die Tochter des Hofkammerraths Schwan, in Mannheim, das von Schiller unter dem Nahmen Laura besungene Frauenzimmer sey, so müßte er sie besungen haben, ehe er wußte, daß sie in der Welt war. Jene Gedichte entstanden lange vorher, ehe Schiller nach Mannheim kam, und es war damahls gar kein Geheimniß in Stuttgart, daß die Besungene die Wittwe eines Hauptmanns Vischer sey, mit welcher Schiller in Einem Hause wohnte. Diese neue Laura war übrigens ohne alle persönliche Reitze, und es lief daher die Spottrede in der Stadt umher, Schiller sey bloß in die ausschweifend gelben Haare seiner Laura, und zwar wegen der Ähnlichkeit derselben mit den seinigen, verliebt. Möglich ist es jedoch, daß Schiller, um sich nach allen Theilen als einen Dichter zu beweisen, während er in Mannheim lebte, die Jungfer Schwan zu seiner zweyten Laura erkor.

4.

Schillers epigrammatischer Witz.

Daß der Verfasser des Abschnitts behauptet, es habe Schillern auch nicht an dem „recht eigentlichen epigrammatischen Witz“ gefehlt, da doch der Verfasser der Räuber weder mit epigrammatischem, noch mit anderem Witz sonderlich begabt war, mag er — bey dem Witz selbst verantworten. In keinem Falle aber hätte er, um seine Behauptung zu beweisen, sich auf die berüchtigten Xenien berufen sollen, indem eines Theils kein Mensch weiß, welche dieser Xenien Schillern zum Verfasser haben, und anderntheils bey dem größten Theile derselben gerade der „recht eigentliche epigrammatische Witz“ von Kennern vermißt wird.

IV.

Worte eines Freymüthigen.

1.

Ungegründeter Stolz.

Die Deutschen sind unerträglich stolz auf ihren größten Dichter. Ich dächte, es wäre klüger, sie schämten sich, daß ihr größter Dichter kein großer ist.

2.

Correct, oder nicht?

Bloße Correctheit macht freylich noch keinen Dichter. Aber bloßes rohes Genie macht, mit Erlaubniß des Herrn Franz Horn, noch weniger einen, und wer, wie dieser leidige Vielschreiber, weder correct zu schreiben versteht, noch Genie besitzt, sollte weder über das eine noch über das andere sich eines

Urtheils anmaßen. Übrigens ist ohne Genie gar keine wahre Correctheit möglich, und eben daher ist es wohl noch zu zweifeln erlaubt, ob gewiße Dichter, denen man ihren Mangel an Correctheit mit Recht zum Vorwurfe macht, auch wirklich Genie besitzen.

3.

Beyfall der Menge.

Der Beyfall der Menge ist schlechterdings kein Beweis für den Werth eines Schriftstellers. Sonst müßte Kotzebue, dessen Werke vor dem Richterstuhl der Kritik und der Moral gleiche Verdammniß trifft, einem Homer den Rang streitig machen.

4.

Kotzebues Witz.

Es ist mir unbegreiflich, daß Kotzebue selbst von seinen Feinden als ein Mann von ungemeinem Witz gepriesen wird. Er hatte höchstens die Gabe, fremden Witz sich anzueignen, und da Frechheit und ein hoher Grad von Seichtigkeit und Unwissenheit oft eben so sehr überraschen, als der Witz, so mögen auch diese das Ihrige dazu beygetragen haben,

daß man ihn oft sogar einem Voltaire an die Seite zu stellen, kein Bedenken trug.

5.

Kotzebues Schauspiele.

So lange nicht selbst die Schuhflicker unter uns jede Kotzebuesche Komödie auspochen, so lange kann das deutsche Volk nicht behaupten, daß es Bildung, oder ein Theater besitze.

6.

Über ein bekanntes Verbrechen.

Ich kann es nicht oft genug wiederhohlen, daß der an Kotzebue verübte Meuchelmord ein so schwarzes Verbrechen ist, daß er selbst in der Verrücktheit des Thäters keine Entschuldigung findet. Aber gesagt muß zugleich werden, daß eine verruchte Feder dazu gehört, um gegen den, der sie führt, selbst der Tollheit den Mordstahl in die Hand zu geben.

7.

Tagblätter und Taschenbücher.

Je mehr die Zahl der Taschenbücher und Tagblätter zunimmt, desto mehr muß nothwendig die

Zahl der guten Bücher abnehmen. Wer sich damit abgibt, Kartenhäuser für den Augenblick zu bauen, wird keine Paläste für die Ewigkeit aufführen.

8.

Die Erbärmlichkeit.

Die Erbärmlichkeit ist nie erbärmlicher, als wenn sie die Feder in der Hand hat.

9.

Das deutsche Publikum und die deutschen Schriftsteller.

Hätte das Publikum nicht tausend Mahl mehr gesunden Menschenverstand, als der größere Theil selbst der von ihm bewunderten Schriftsteller, das Unheil wäre gar nicht zu übersehen, das unsere sogenannte schöne Literatur in den Köpfen anrichten würde.

10.

Schlechte Schriftsteller.

Die schlechten Schriftsteller sind in der Regel nie so dumm, als ihre Werke, und wissen recht

gut, was die Waare werth ist, mit welcher die Welt, die nun einmahl betrogen seyn will, von ihnen betrogen wird.

11.

Franz Horns Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands.

Die Albernheit dieses Franz Hornschen Machwerks beginnt schon mit dem Titel. Nicht zu gedenken, daß es wahrer Unsinn ist, von geschichtlichen, und noch mehr von kritischen Umrissen zu sprechen, was ist dem Publikum in der Geschichte, wie in der Kritik, mit Umrissen gedient? Ist unsere Literatur von so hoher Bedeutung, oder sind wir so weit zurück, daß kein Mensch es wagen darf, mehr als Umrisse zu ihrer Geschichte und ihrer Kritik zu liefern? Doch wer die Franz Hornsche Aufgeblasenheit kennt, bedarf nicht erst belehrt zu werden, daß es ihm mit dem bescheiden klingenden Titel nichts weniger als Ernst ist. Was er Umrisse nennt, ist in den Augen des Freundlichen ein den Wolken trotzender Göttertempel, und er gab dem Buche bloß darum nicht den Titel: Geschichte und Kritik, um Übelwollenden, die ihm etwa die Hin-

fälligkeit seines Flickwerks vorhalten, antworten zu können: Was wollt Ihr von mir? Habe ich Euch doch Nichts als Umrisse versprochen.

Bey diesem Abschnitt bitte ich den freundlichen Leser freundlich, sich die Überschrift: Freymüthige Worte wegzudenken, weil um einem Franz Horn die Wahrheit zu sagen, es keiner Art von Muth bedarf.

12.

Character des jungen Werthers.

Die Bewunderer der Leiden des jungen Werthers wissen den liebenswürdigen Character des Helden dieses Romans nicht genug zu rühmen. Also sind Stolz, Eigendünkel, Selbstsucht, Starrsinn, liebenswürdige Eigenschaften? Man ist liebenswürdig, wenn man sein Leben einer strafbaren Leidenschaft aufopfert! Man darf jedem Andersdenkenden, sey er auch noch so achtungswerth, mit Trotz und Geringschätzung begegnen! Man darf seine Berufsgeschäfte mit Nachläßigkeit behandeln! Man darf seinen Vorgesetzten bloß um kleiner Schwächen willen alle Achtung versagen, und doch auf die Liebe der Bessern Anspruch machen! O Ihr Deutschen, was laßt Ihr Euch von Euren Schriftstellern nicht zumuthen, wenn sie nur Eure Krankheit der geistigen Über-

reitzung, die je länger je unheilbarer zu werden scheint, zu benutzen wissen! Wer mich wegen dieses Urtheils einen Philister schimpft, von dem habe ich mir weiter Nichts auszubitten, als daß er mich — nie lobt.

13.

Bücher über Schriftsteller.

Wehe uns, wenn die Sitte überhand nimmt, Bücher über Bücherschreiber zu schreiben! Wenigstens sollte man lebende Schriftsteller mit dieser zweydeutigen Ehre verschonen. Wer wird die Leute bey lebendigem Leib zergliedern?

14.

Unsittliche Gedichte.

Wie kann man die Wahrheit verkennen, daß Alles, was auch nur aufs Leiseste die Sittlichkeit und Zucht und Scham verletzt, der Musen unwürdig ist? Und doch hören selbst bessere Dichter nicht auf, die sinnliche Liebe, ja sogar Unzucht und Ehebruch zum Gegenstand ihres Scherzes zu machen. Nicht ohne Verdruß sah ich erst kürzlich diese Klage wieder durch die neue Ausgabe von Langbeins

Gedichten gerechtfertigt. Möchte ich doch Gedichte wie die Spannkette, das Hammelfell und die Wiege vernichten können, damit es wenigstens der Nachwelt verborgen bliebe, daß ein sonst wackerer, biederer, und ächt deutscher Sänger mit solchem Schmutz die ihm verliehene Harfe entweihte! Was vor fünfhundert Jahren einem Boccaz — nicht erlaubt war, sondern nachgesehen werden mußte, wäre in unsern Tagen dem trefflichen Manne ohne Zweifel selbst ein Gräuel.

15.

Ein Spruch Schillers.

Die Worte Schillers:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht," in einem seiner Schauspiele, wie oft werden sie mit Bewunderung angeführt! Und was ist an ihnen zu bewundern, als daß sie schimmern, und — Nichts sagen? Ohne Leben ist offenbar der Begriff von Gut ein Unding, und wie kann man also das Leben andern Gütern, deren Genuß durch dasselbe bedingt ist, an die Seite setzen? Daß man das Leben der Erfüllung seiner Pflicht nachsetzen muß, wissen wir Alle, ohne daß wir es erst von einem Poeten zu lernen brauchen. Aber haben wir es geopfert, wie-

heißt das Gut, welches alsdann noch ein Gut für uns ist? Und wie sehr verfehlt also die Schillersche Tirade ihr Ziel, das kein anderes seyn kann, als die unbestrittene Wahrheit bildlich auszudrucken: Das Leben kann mit der Pflicht ins Gedränge kommen, und dann muß man auf dasselbe verzichten, weil es nur ein Gut ist, wann keine Schuld es befleckt? Diese Wahrheit ist freylich ein Gemeinplatz. Aber ein Gemeinplatz ist doch immer dem glänzendsten Gedanken vorzuziehen, wenn dieser — so schielend ist, als der Schillersche

V.

Züge aus dem Leben des italienischen Schauspieldichters Goldoni.

Der fruchtbarste und glücklichste Schauspieldichter der Italiener, Goldoni, von welchem unser Hagedorn singt:

„Von Vielen, die sich jetzt Thalien zugesellen,
Kennt Keiner, so wie er, was bessert und gefällt.
Der Schauplatz und die heutge Welt
Sind seiner Fabeln stete Quellen.
Wie lehrreich rühren uns durch ihn
Bellina und ihr Pasqualin!
Die Kleinigkeiten selbst, die nur zu spielen scheinen,
Auch die sieht man von ihm empfindlich angebracht,
Und wer nicht beym Goldoni lacht,
Der kann beym Holberg weinen"

hat Memoiren von seinem Leben in französischer Sprache geschrieben, die durch ihren Reichthum an Theilnahme erregenden Begebenheiten, und an Erfahrungen, Beobachtungen, Schilderungen und Bemerkungen es vorzüglich werth sind, durch einen Auszug allgemeiner bekannt zu werden. Schon der Umstand, daß das Schriftstellerleben des Mannes einen Zeitraum von zweyundsiebzig Jahren umfaßt, in welchem er nicht müde wurde, Trauerspiele, Lustspiele, Tragikomödien, ernste und komische Opern und sogenannte Intermezzos hervorzubringen, und im Ganzen die Bühne um zweyhundert Stücke bereicherte, macht ihn merkwürdig, und wenn gleich seine Arbeiten noch sehr von der Vollkommenheit entfernt sind, so gebührt ihm doch der Ruhm, die meisten seiner Vorgänger eben so weit hinter sich zurückgelassen zu haben, als er selbst hinter dem Ideal eines dramatischen Dichters zurückbleibt.

Von seinen Memoiren hat man eine deutsche Übersetzung des zu früh verstorbenen Dichters und Kritikers Schaz, in Gotha, die im Jahr 1788 unter dem Titel: Goldoni über sich selbst und die Geschichte seines Theaters, erschienen ist.

Goldoni wurde im Jahr 1707 zu Venedig geboren.

Sein Großvater, von welchem er sagt, er wäre ein rechtschaffener Mann, aber ein schlechter Haushalter gewesen, gab Opern und Komödien in seinem Hause, und hatte die besten Schauspieler und die berühmtesten Tonkünstler in seinem Solde. In diesem Geräusch, in diesem Überflusse, sagt der Enkel, wurde ich geboren. Wie hätte ich die Schauspiele verachten, und ein Feind der Fröhlichkeit werden können?

Seine Mutter, die der Sohn eine artige Brünette, die nur ein wenig hinkte, nennt, gebar ihn ohne Schmerzen, und liebte ihn aus eben diesem Grunde desto mehr. Er selbst begrüßte die Welt, als er zum ersten Mahl in sie hineinschaute, nicht mit Schreyen, und behauptet, dieses bescheidene Betragen bey einem Ereigniß, durch welches sich der Mensch gewöhnlich zu einem ungebührlichen Lärm berechtigt glaubt, habe bereits den friedfertigen Character angekündigt, den er in der Folge niemahls verläugnete.

In seinem vierten Jahr ergetzte er sich mit einem Marionettentheater, mit welchem sein Vater, der für das Vergnügen des Sohns sorgte, und die Sorge für dessen Erziehung der Mutter überließ, ihn beschenkt hatte.

Nach dem Tode des Großvaters sank die Familie Goldoni von einem hohen Grade des Wohlstandes zur unbehaglichsten Mittelmäßigkeit herab. Der Vater, der bey vielen Talenten in der Erziehung vernachläßigt war, vermochte das Amt des Großvaters nicht zu behaupten, und begab sich, um sich zu zerstreuen, nach Rom. Die Mutter, die inzwischen einen zweyten Sohn geboren hatte, und mit ihrer Schwester an der Spitze des Hauses in Venedig blieb, gab den jüngern Sohn in eine Erziehungsanstalt, und beschäftigte sich allein mit dem ältern, der im vierten Jahr bereits lesen und schreiben konnte, seinen Catechismus auswendig wußte, und einen Hauslehrer bekam. Er lernte Grammatik, Rechenkunst und die Anfangsgründe der Geometrie mit Leichtigkeit. Komische Schriften, nähmlich Komödien, zog der Knabe, der überhaupt die Bücher ungemein liebte, allen andern vor, und schrieb sogar die Stücke, die ihm am meisten Vergnügen machten, ab. Schon im achten Jahr — man lese und staune! — wurde er selbst Schriftsteller, und der junge Witte, welcher in seinem für manche Verdienste schlechterdings unempfindlichen deutschen Vaterlande weniger bewundert, als verlacht wird, ist also nicht das einzige Wunder seiner Art in der Welt. Man wird von selbst errathen, daß das

Werk, durch welches sich der venetianische Witte eine Stelle unter den Poeten seines Vaterlands erwarb, — eine Komödie war. Höchst drollig ist es, daß er das Geheimniß seiner frühzeitigen geistigen Entbindung zuerst — seiner Wartfrau entdeckte, die auch natürlich das Werk für ein Meisterstück erkannte. Die Mutter des kühnen, achtjährigen Schriftstellers verwies ihm sein Beginnen, und — umarmte ihn. Der Lehrer des Verfassers fand mehr Witz und Verstand in dem Stück, als ein Knabe von Rechtswegen haben soll, war aber nichts destoweniger sehr ungehalten, als ihm selbst von dem Pathen des Knaben der größte Antheil an dem Stück zugeschrieben wurde. Die einzige Person in der Familie, die den jugendlichen Poeten auslachte, war seine Tante. Es versteht sich übrigens, daß das Werk bey allen Freunden und Bekannten des Hauses umherlief, und daß man auch nicht vergaß, eine Abschrift davon nach Rom zu senden, um den glücklichen Vater des Autors von acht Jahren wissen zu lassen, welchen Sohn er gezeugt hatte. Einen Titel seiner Komödie zu geben, hatte der junge Poet vergessen, oder vielleicht wußte er keinen schicklichen für sie zu finden, und es schien ihm besser, sie ganz ohne Rahmen zu lassen, als ihr, wie so viele unserer neuesten Komödienschreiber, die wohl fünf

Mahl acht Jahre zählen, mit ihren Geburten zu thun pflegen, einen abgeschmackten zu geben.

Der Vater des Dichters, der sich nur auf ein Paar Monate nach Rom begeben hatte, blieb vier Jahre daselbst, und studierte nach dem Rath des ersten päpstlichen Leibarzts die Arzneykunst. Wer lächelt nicht, daß während der achtjährige Sohn in Venedig sich in die Reihe der Schriftsteller dringt, der Vater in Rom sich — unter die Studenten aufnehmen läßt? Indessen erwarb der alte Student nach vier Jahren sich die Doctorwürde, und begann seine Laufbahn in der Kunst, Kirchhöfe zu bevölkern, in Perugia. Da es sich wirklich zuweilen ereignete, daß ein von ihm besorgter Kranker mit dem Leben davon kam, und da er zugleich als ein Mann von angenehmem Umgang sich die Gunst der edelsten und reichsten Familien in Perugia zu erwerben gewußt hatte: so wurde der fremde Neuling in Kurzem der Modedoctor der Stadt, und dankte dem Tod seiner Kunden das angenehmste Leben.

In dieser glücklichen Lage wurde er von der ersten Geistesfrucht seines Sohns überrascht, und da er als ein guter Rechenmeister herausbrachte, daß wenn acht Jahre vier Quentchen Witz geben, man sich von achtzehn wohl zwölf versprechen könne, und daß längere Fortschritte nach gleichem Verhältniß

endlich nothwendig zur Vollkommenheit führen müßten: so wurde die väterliche Eigenliebe durch die kindische Komödie in einem so hohen Grade gereizt, daß er den vielversprechenden Sohn schlechterdings bey sich zu haben verlangte.

Mit Schmerz trennte sich die Mutter von dem Muttersöhnchen, und das Muttersöhnchen sich von der Mutter, obgleich diesem die angenehme Vorstellung einer Reise das Bittere des Abschieds nicht wenig versüßte.

In Perugia erwartete den jungen venetianischen Gelehrten eine große Demüthigung. Man ließ ihn in der Grammatik den Unterricht von vorn anfangen, und setzte ihn also in die unterste Klasse. Allein selbst in dieser beantwortete er die Fragen schlecht, stotterte beym Übersetzen, und sein Latein war voll Barbarismen und Solöcismen. Kurz, er wurde der Spott aller seiner Mitschüler, und fand bey seiner Unwissenheit den einzigen Trost in dem Gedanken, er müße — behext seyn. Endlich kam die Zeit der Prüfungen, durch welche entschieden werden sollte, ob ein Schüler in die obere Klasse fortrücken dürfe, oder noch länger in der untern zu bleiben habe, und kaum wagte der zur Selbstkenntniß gekommene Goldoni das Letzte zu hoffen. Allein beym Ausarbeiten der vom Lehrer dictirten Aufgabe

wirklich der Gedanke an Vater und Mutter und der Sporn des Ehrgeizes mächtig bey dem jungen Wettkämpfer, und da zugleich seine Nachbarn ihn hohnlachend über die Achsel ansahen, so bewährten sich an ihm Juvenals Worte: Facit indignatio versum. Begeistert von Wuth und Scham lieferte er eine Arbeit, die ihm die Ehre erwarb, der erste unter den Aufgerufenen in die obere Klasse zu seyn, und seine Mitschüler, die so lange tobten, bis das Vorlesen seiner tadelfreyen Übersetzung sie verstummen machte, zu beschämen.

Um den Sohn für die unverhoffte Freude, die sein Schultriumph ihm gemacht hatte, zu belohnen, brachte der Vater eine Gesellschaft junger Leute zusammen, um während der Schulferien Komödie zu spielen, und Goldoni, den man nicht häßlich fand, hatte die Ehre, als — erste Liebhaberinn zu glänzen: Bey der ersten Vorstellung machte der von ihm hergesagte Prolog, dessen Anfang also lautete: „Gütigster Himmel! Sieh uns hier gleich Schmetterlingen in den Strahlen Deiner glänzenden Sonne schweben, und auf den schwachen Flügeln unserer Witzreden zu Deinem schönen Licht emporbringen, einen so günstigen Eindruck auf die Hörer, daß der junge Schauspieler mit einem ganzen Scheffel voll Bisquit und Zuckerwerk beynahe zu Tode geworfen

wurde. Übrigens fällte bey dieser seiner ersten Probe in der darstellenden Kunst, trotz des eingeernteten Beyfalls, sein Vater das nachher bestätigte Urtheil über ihn, daß er, so richtig er auch Alles, was er sagte, gefaßt hatte, doch in seinem Leben kein guter Schauspieler werden würde.

In der obern Schulklasse vollendete er seine Laufbahn so sehr zur Zufriedenheit der Jesuiten, daß sie ihm, obgleich vergebens, eine Stelle in ihrem Orden anbothen.

Die Sehnsucht nach dem geliebten Sohn führte endlich auch seine Mutter von dem ihr so theuren Venedig nach Perugia, und die ganze Familie vereinigte sich wieder. Allein da durch die rauhe Luft in den Gebirgen von Perugia die Gesundheit der unter dem sanften venetianischen Himmelsstrich geborenen Dame untergraben wurde, so hörte sie nicht auf, bey ihrem Mann auf eine Veränderung seines Aufenthalts zu dringen, und dieser entsprach endlich ihren Wünschen um so williger, da zum Tod eines seiner bisherigen Beschützer noch der Umstand kam, daß die einheimischen Ärzte je länger je mehr einen Fremdling beneideten, der in dem Geschäft, der Übervölkerung in der Stadt zu steuern, sich ihnen ohne alle Noth zum Gehülfen aufdrang.

Nach der Abreise von Perugia blieb der junge

Goldoni, den sein Vater für seine Wissenschaft bestimmt hatte, in Rimini zurück, um Philosophie bey den Dominikanern zu studieren, die Mutter aber ließ sich in Chiozza, vier Meilen von Venedig, und der Vater, um Familien-Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, in Modena nieder.

Die Philosophie, wie sie der weltberühmte Professor Candini vortrug, hatte nichts weniger als das Glück, ihrem neuen Zögling zu gefallen. So sehr er der Klugheit, Sanftmuth und Gelehrsamkeit des Lehrers Gerechtigkeit widerfahren ließ, so langweilig wurden ihm seine scholastischen Umschweife, und so lächerlich fand er seine Barbara und Baralyptons, und statt also zu Hause seine übrigens fleißig niedergeschriebenen Hefte zu wiederhohlen, nährte er seinen Geist mit der freylich anmuthigern Philosophie des Plautus, des Terenz, des Aristophanes und des Menander.

Seine Lieblingsunterhaltung war zugleich der Besuch des Theaters, das sich gerade in Rimini befand, und das ihn um so mehr anzog, weil die Frauenzimmerrollen auch durch Frauenzimmer, und nicht wie in dem übrigen Italien durch halbbärtige Mannspersonen gespielt wurden.

Erst, da er sah, daß junge Leute seines Gleichen Zutritt in den Koulissen hatten, wagte er es,

sich dieses angenehmen Vorrechts ebenfalls zu bedienen. Von den Schauspielerinnen lernte der verschämte Zögling der Weltweisheit bald — nicht verschämt zu seyn. Bey ihnen wurde der ehrwürdige Professor Candini völlig vergessen, und da sie hörten, er wäre ein Venetianer und also ihr Landsmann, so verdoppelten sie ihr Wohlwollen gegen ihn.

Auf einer Lustpartie, an welcher er Theil nahm, ward von der nahen Abreise seiner neuen Freunde von Rimini, die er mit Betrübniß vernahm, die Rede, und da er hörte, daß ihr nächstes Ziel Chiozza war, brach er in die Worte aus: Ach Himmel! Meine Mutter ist in Chiozza, und ich möchte sie wohl einmahl wieder sehen. Die Schauspieler waren gleich bereit, ihn auf ihre Kosten mitzunehmen, und obgleich weder sein Wirth, noch der Graf Rinalducci, an den er empfohlen war, das Abenteuer gut heißen wollten, so ließ er sich doch nicht abhalten, es zu bestehen.

Das Fahrzeug, in welches er sich mit seinen Freunden einschiffte, hätte eigentlich seiner mannigfaltigen Bevölkerung wegen, die in einem Dutzend Schauspieler und Schauspielerinnen, einem Soufleur, einem Theatermeister, einem Garderobeaufseher, acht Bedienten, vier Kammermädchen, zwey Ammen, Kindern von jedem Alter, Hunden, Katzen, Affen,

Papageyen, Singvögeln, Tauben und einem Lamm bestand, eine Noahs-Arche zu heißen verdient.

In einem hohen Grade characteristisch, und nicht weniger belustigend ist, was der Selbstbiograph von der Lebensart dieser edlen Gesellschaft während ihrer Fahrt erzählt.

Man gab das Zeichen zum Frühstück mit einer kleinen Glocke, und plötzlich versammelte sich Alles, was einen Magen hatte, in einem kleinen Saal, den man mitten im Fahrzeuge den Kasten, Ballen und Bündeln, die den übrigen Raum behaupteten, abgewonnen hatte. Kaffeh, Thee, Milch, Braten, Wein und Wasser waren auf der Tafel aufgesetzt.

Die erste Liebhaberinn verlangte Fleischbrühe, und ihre Wuth, als keine vorhanden war, konnte erst spät durch eine Tasse Chokolade gedämpft werden. Diese Bühnenprinzessinn war von Allen die häßlichste, und ohne Zweifel aus dem nähmlichen Grund auch die eigensinnigste.

Nach dem Frühstück wurde in Erwartung des Mittagessens Piket und Trisset gespielt, bis eine auf dem Verdeck errichtete Pharobank, bey welcher übrigens nie hoch gespielt werden durfte, alle Spieler an sich lockte. Doch die ernste Stunde schlug, für welche die Küche raucht, und die Köche schwitzen, und die Karten in den Händen der Hungrigen muß-

ten den Löffeln, Messern und Gabeln weichen. In wenigen Augenblicken waren drey Suppennäpfe ausgeleert, und der Rostboeuf, das kalte Geflügel, ein Kalbsrücken und der köstliche Nachtisch sahen sich eben so wenig verachtet. Die Güte des Weins wetteiferte mit der Trinklust der Gäste, und nach vier Stunden dauerte die Mahlzeit unter dem Spiel der Instrumente, und dem bezaubernden Gesang der Subrette noch fort, als ein höchst tragischer Zufall die allgemeine Freude in allgemeine Unruhe, und am Ende in allgemeine Trauer verwandelte. Die Katze der Prima Donna war aus ihrem Käfich entsprungen, und die Gebietherinn der Entflohenen rief alle Welt zu Hülfe, um ihren Liebling wieder einzufangen. Niemand war so hartherzig, um der Unglücklichen den verlangten Dienst zu versagen. Allein die Katze, die in der Wildheit und dem Eigensinn mit ihrer Herinn wetteiferte, ging durch. Wie der Blitz fuhr sie bald hiehin, bald dorthin. Jetzt entschlüpfte sie Dem, der sie eben zu haschen glaubte, jetzt versteckte sie sich, und zuletzt erkletterte sie in der Angst sogar den Mastbaum. Ein Matrose stieg ihr nach, um sie herabzuhohlen. Allein sie sprang ins Meer, und das Element, das schon so manchen tapfern Helden verschlungen hat, wurde auch das Grab dieser merkwürdigen vierfüßigen Seefahrerinn.

Welche Feder vermag die Verzweiflung und die Wuth der verwaisten Prima Donna zu schildern! Kein Thier, das ihr in den Weg kam, war seines Lebens sicher. Ohne Barmherzigkeit sollte das Kammerkätzchen dem Schooßkätzchen in das nasse Grab nachfolgen, und da man Anstand fand, diesem grausamen Verlangen zu entsprechen, so erhob sich ein so fürchterlicher Zank, als jemahls einer in einem Heldengedicht besungen worden ist. Zum Glück gelang es noch dem dazu gekommenen Directeur, die wüthende Medea, indem er sie auslachte, zu besänftigen. Die Leidtragende fing jetzt selbst an zu lachen, und die arme Katze war vergessen.

Bey der Ankunft in Chiozza wurde der junge Flüchtling auf sein Bitten von dem Directeur nach dem Hause seiner Mutter begleitet, und während er im Vorzimmer blieb, wußte der gewandte Bühnenheld der guten Frau durch einen Theaterstreich Verzeihung für den Jugendstreich des vierzehnjährigen Sohns abzulocken. Auch sein Vater, der wenige Tage nach dem Sohn in Chiozza eingetroffen war, ließ sich, obgleich, wie man denken kann, weniger leicht als die Mutter, versöhnen.

Während seines Aufenthalts in Chiozza, wo es an guten Lehranstalten gänzlich gebrach, war der junge Mensch, die Zeit abgerechnet, die er in der

Komödie zubrachte, müßig, und sein Vater, der auch hier mit gutem Erfolg, wenn nicht für seine Kranken, doch für sich, den Arzt zu spielen anfing, kam daher auf den lustigen Einfall, sich von dem funfzehnjährigen Knaben, bis es Zeit seyn würde, ihn nach Pavia in das Kollegium zu senden, bey seinen Krankenbesuchen begleiten zu lassen. Es schade Nichts, meinte er, wenn der Theorie ein wenig Praxis, besonders bey der Arzneykunst, die ja nur zu oft ohne Theorie sogar von Scharfrichtern getrieben wird, vorangehe. Erinnert braucht jedoch wohl nicht zu werden, daß der junge Mensch an seinem Practiciren ungefähr eben so viel Geschmack fand, als wenn man ihn gezwungen hätte, die Arzneyen, die er seinen Vater verschreiben sah, selbst zu verschlucken. Das unfreywillige practische Studium machte ihn in kurzer Zeit, trotz seiner Jugend, zum Hypochondristen, und er erhohlte sich von dem Übel, bey welchem er sichtbar abzehrte, nicht eher, als bis sein Vater, auf das Zureden der Mutter, halbgezwungen einwilligte, daß der Sohn nicht nur für den Augenblick, sondern für sein ganzes Leben, der ihm so verhaßten Kunst, Kranke gesund zu machen, entsagte. Er verlangte durchaus ein Advokat zu werden, weil er es weniger bedenklich fand, die Leute ums Geld, als ums Leben zu bringen, und

um so schnell als möglich zu dem gewünschten Ziel zu gelangen, brachte ihn seine Mutter schon nach vier Tagen nach Venedig zu dem Procurator, Herrn Paul Indrico, in die Vorschule der Jurisprudenz. Bey diesem Manne, der eine Schwester seines Vaters geheirathet hatte, bekleidete er die Stelle des vierten Schreibers, zwar nicht mit sonderlichem Vergnügen von seiner Seite, aber doch zur Zufriedenheit des Lehrers. Allein nach kurzer Zeit rief ihn sein Vater zurück, weil die ihm längst verheißene Stelle im päpstlichen Kollegium zu Pavia endlich ledig geworden war.

Gleich nach seiner Zurückkunft von Venedig nach Chiozza mußte er in Begleitung seines Vaters die Reise nach Pavia antreten. Allein ein Hinderniß seiner gleichbaldigen Aufnahme in das Kollegium war — sein Taufschein, der das Geheimniß verrieth, daß er statt der achtzehn Jahre, die das Gesetz von jedem Kandidaten forderte, erst sechzehn zählte. Es war schlechterdings ein Wunder nöthig, um aus dieser Verlegenheit zu kommen, und — das Wunder geschah. Der junge Goldoni legte sich eines Abends mit sechzehn Jahren zu Bette, und verließ es am folgenden Morgen mit achtzehn. Seiner Aufnahme stand also Nichts mehr im Wege, und der angehende Rechtsgelehrte lernte — tanzen, fechten, Mu-

fik, Zeichnen und alle möglichen Gesellschafts- und Hazardspiele. Er verfertigte Gedichte, die bey den Damen um so mehr Beyfall fanden, je jugendlicher der Verfasser, und je angenehmer seine Person war. Er gesteht, daß er, besonders insofern er ein Rechtsgelehrter werden sollte, seine Zeit besser hätte anwenden können, und versichert, er würde es auch unfehlbar gethan haben, wenn er nicht — sechzehn Jahre alt, und nicht lustig und schwach gewesen wäre, und das Vergnügen nicht geliebt hätte.

Während der viermonatlichen Ferien, die er nach seinem vollendeten ersten Studien-Jahr in Chiozza bey seinen Ältern zubrachte, kam eine Nonne wegen der Tonsur, die er als Kollegiat empfangen hatte, auf den Einfall, den vermeinten künftigen Kanzelredner um die Verfertigung einer Predigt zu bitten, die ein junger, von ihr beschützter Abbé bey der öffentlichen Ausstellung einer Reliquie ablegen sollte, und der angehende Schriftsteller, dem Nichts angenehmer, als eine Gelegenheit zur Übung seiner Feder war, übernahm den Auftrag mit Vergnügen. Die Predigt, die ihn übrigens volle vierzehn Tage kostete, wurde der Bestellerinn eingehändigt, und erregte in dem Munde des kleinen Abbé, der zwar keine Predigt zu machen, aber desto besser eine abzulegen verstand, ein so lautes Weinen, Schluchzen

und Stuhlrücken, daß der Redner selbst über den lärmenden Beyfall ungeduldig wurde, und während er mit Händen und Füßen umschlug, laut von der Kanzel herab den Zuhörern ein gebietherisches Stille zurief.

Der wahre Verfasser der wirkungsvollen Predigt blieb nicht verborgen, und da Goldoni in derselben das Lob der Nonnen nicht gespart hatte, so belohnte ihn ihre Dankbarkeit aufs reichlichste mit einem prächtigen Stickwerk, mit kostbaren Spitzen und andern Kleinigkeiten.

Im dritten Jahr seines Aufenthalts im Kollegium zu Pavia kam die Reihe an Goldoni, Thesen aus dem bürgerlichen Recht zu vertheidigen, und seine ersten Augenblicke nach seiner Zurückkunft aus den Ferien wurden daher von ihm der Vorbereitung zu diesem wichtigen Geschäft gewidmet. Zugleich aber war er der Pflicht eingedenk, sich in den Häusern, in welchen er bekannt war, nach seiner langen Abwesenheit wieder zu zeigen. Er machte den Anfang bey dem Hause, das er am liebsten besuchte. Als man ihm auf sein Klingeln die Hausthür öffnete, kam ihm ein Bedienter mit den Worten entgegen: Madam ist krank, und Mamsell sieht Niemand. Er bezeugte sein Bedauern über die Krankheit der Madam, und ließ ihr und der Mamsell viele Kompli-

mente sagen. Nichts gleicht aber seinem Erstaunen und seinem Unwillen, als er im zweyten und dritten, und in jedem Hause, wo er eingelassen zu werden verlangte, sich auf eine ähnliche Art abgewiesen sah. Einige Damen ließen ihm sogar sagen, sie wären aufs Land gereist, während er sie — am Fenster erblickte.

Vergebens zerbrach er sich den Kopf, um die Ursache des eben so seltsamen, als beleidigenden Betragen seiner ehemahligen Freundinnen gegen ihn zu errathen. Noch in der nähmlichen Nacht erhielt er jedoch von vier seiner Kameraden, die ihn, als es bereis sehr spät war, besuchten, den Schlüssel zu dem Räthsel. Die Bürger von Pavia, die, sie wußten wohl warum, von jeher geschworne Feinde der jungen Musensöhne waren, hatten nähmlich während der Ferien sich zusammen verschworen, daß kein Mädchen, das nur den geringsten Umgang mit einem Kollegiaten hätte, einen Bürger der Stadt zum Manne bekommen sollte. Ein bereits mit vierzig Unterschriften versehenes Umlaufschreiben wurde von Haus zu Haus getragen, und verbreitete unter den Schönen, welchen es die traurige Wahl ließ, entweder keinen Mann zu bekommen, oder sich von keinem Studenten mehr anbethen zu lassen, Angst und Schrecken.

Die vier Berichterstatter waren der einstimmigen Meinung, es müße schwere Rache an den Verschworenen genommen werden. Allein Goldonis friedfertige Natur empörte sich bey dem Gedanken, und erst als seine Freunde ihn eine feige Memme schalten, und ihm ein Geschenk mit einem Paar Pistolen machten, sagte er ihnen seine Theilnahme zu.

Allein diese vier Studenten-Männer, deren jeder seine neun und zwanzig bis dreyßig Jahre zählte, waren schwarze Verräther, deren Plan bey dem ganzen Handel kein anderer war, als den armen, ihnen von jeher verhaßten Goldoni ins Verderben zu stürzen. Nahmentlich hatten sie ihm die Pistolen bloß aufgedrungen, um wenn er je sich nicht durch ihren Gebrauch den Gerichten in die Hände lieferten, gelegenheitlich seine Angeber wegen verbothener Waffenführung zu werden, und daher beredeten sie ihn jetzt, da sie sahen, daß die Mordgewehre in seinem Besitz, ob er sie gleich stets bey sich trug, kein anderes Unheil zu stiften Gelegenheit fanden, als daß sie ihm — die Taschen zerrißen, nach einer andern Waffe, die er lieber handhabte, und auch besser zu handhaben verstand, als Degen und Pistolen, nähmlich nach der Feder zu greifen. Der unbesonnene junge Mensch schrieb eine dramatische Satyre, in welcher den Göttinnen der Stadt

so wenig Weihrauch geopfert war, daß die unselige Schrift, die der Verfasser nach dem Beyspiele der alten römischen Satyrendichter eine Atellana nennt, eine völlige Belagerung des Kollegiums von Seiten der Bürger veranlaßte. — Vergebens waren alle Verwendungen der bedeutendsten Männer, um das Ungewitter von dem jungen, angehenden Aristophanes, dessen Nahme durch die Sorgfalt seiner vier Freunde sogleich allgemein bekannt wurde, abzuwenden. Er mußte seine Verstoßung aus dem Kollegium, und seine Entfernung aus der Stadt, in welcher er seines Lebens nicht mehr sicher war, noch als eine Gnade betrachten. Übrigens lernte er aus diesem Unfall, daß man für Spottgedichte, nicht wie für eine lobpreisende Predigt, mit Stickwerk und Spitzen belohnt wird, und ließ, ganz gegen die Sitte der meisten Dichter, welchen ihr feindseliger Genius die satyrische Geissel in die Hand gibt, nicht nur seine erste Satyre zugleich auch seine letzte seyn, sondern war auch so zerknirscht über die jugendliche Ausgelassenheit seiner Feder, daß er noch als Greis in seiner Lebensbeschreibung die wenigen der Beleidigten, die nicht längst schon das Grab jede Beleidigung vergessen gelehrt hatte, förmlich um Verzeihung bath.

Neueste

poetische und prosaische

Werke.

Dritten Theils

dritte Abtheilung.

Abulkasem,

oder

der Großmüthige.

Eine Erzählung des Morgenlands.

Der berühmte Kalif von Bagdad, Harun Alraschid, war der größte Monarch seiner Zeit, und konnte sich der größten Tugenden rühmen. Aber er hatte einen Fehler, der den größten Schatten auf seine Tugenden warf, und darin bestand, daß er der Tugenden, der er sich rühmen konnte, sich auch wirklich rühmte. Am meisten pflegte er sich wegen seiner Großmuth Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und bey jeder Gelegenheit hörte man die Behauptung aus seinem eigenen Munde, daß in dieser Tugend von allen Sterblichen, mit und ohne Krone, auch nicht Einer ihm den Preis streitig machen könne.

Giafar, der Großvezier und Freund des Monarchen, der so seltsame Begriffe von der Freundschaft hatte, daß er glaubte, er müße seinem Freunde, wenn dieser auch ein König sey, — die Wahrheit sagen, schwieg eine Zeit lang, wenn den Kalifen die Laune anwandelte, von seiner Großmuth beynahe mit der nähmlichen Begeisterung zu sprechen, mit welcher ein Poet von seinen Versen spricht. Endlich aber machte sein Gewissen ihm Vorwürfe über sein Schweigen, und bey der nächsten Gelegenheit sprach er Worte zu seinem gekrönten Freund, wie schwerlich jemahls über die Zunge eines Ministers gekommen sind, wenn er — vor seinem Monarchen stand.

Monarch der Welt! fing er an, vergib Deinem Sclaven, wenn der Eifer für Deinen Ruhm ihm gebiethet, Dich zu erinnern, daß es Niemand weniger geziemt, sich selbst zu rühmen, als dem Sterblichen, der am meisten Ruhm verdient. Deine Unterthanen und die Fremden, die Dein Ruf aus der weitesten Entfernung an Deinem Hofe versammelt, wetteifern miteinander, einen Monarchen zu preisen, dessen Zepter eine ganze Welt beglücken würde, und da also jede Zunge Deinen Ruhm verkündigt, wer wird es Dir nicht verdenken, wenn er auch die Deinige mit einstimmen hört?

Harun fand sich durch die freymüthige Rede seines Veziers aufs Höchste beleidigt. Nichtswürdiger! sprach er, indem er einen zornigen Blick auf ihn warf, ich tadle mich selbst wegen meiner Nachsicht, die einen Sclaven, wie Dich, so kühn gegen seinen Herrn macht. Wenn ich mich meiner Großmuth rühme, so ist es mehr eine Huldigung, die ich dieser Tugend, als mir selbst bringe, und je öfter ich wiederhohle, daß sie mir eigen ist, desto weniger bin ich in Gefahr, in ihrer Übung läßig zu werden. Oder habe ich etwa Unrecht, wenn ich behaupte, daß mir an Großmuth Niemand zu vergleichen sey? Kennst Du Einen, mit welchem ich diesen Ruhm theilen müßte?

Allerdings, mein gnädigster Gebiether! war die Antwort des Veziers. In der Stadt Basra lebt ein junger Mann, mit Nahmen Abulkasem, der sich so wenig von einem Sterblichen an Großmuth übertreffen läßt, als der Beherrscher der Gläubigen, Harun Alraschid, an Größe und Macht. Der Mann ist übrigens weder ein König, noch der Minister eines Königs. Er ist Nichts, er ist ein bloßer Privatmann, ob er gleich mit größerer Pracht lebt, als irgend ein König.

Ein neuer Frevel, der den Unwillen des Kalifen noch mehr anfachte! Verräther! rief er, Du bist

des Todes schuldig, weil Du Dich erfrechst, Deinen Herrn zu belügen.

Ich rede die Wahrheit, erwiederte Giafar. Auf meiner letzten Reise nach Basra besuchte ich selbst diesen Abulkasem, und meine Augen, so sehr sie auch durch den Anblick Deiner Pracht und Deiner Reichthümer verwöhnt sind, wurden durch die seinigen geblendet, und seine Großmuth erfüllte mich mit eben so viel Erstaunen, als Bewunderung.

Jetzt vermochte der Kalif seinen Zorn gar nicht mehr zu mäßigen. Es ist genug! rief er, Du sollst nicht ungestraft Deinem Herrn einen verächtlichen Erdenwurm, den Du selbst ein Nichts nennst, an die Seite setzen. Mit diesen Worten gab er dem anwesenden Hauptmann von der Wache Befehl, den Großvezier, der seine eben so unerhörte, als unverantwortliche Wahrheitsliebe mit dem Leben bezahlen sollte, ins Gefängniß zu führen.

Unmittelbar nach diesem Auftritt begab sich der Monarch in das Zimmer seiner Gemahlinn Zobeide.

Herr! sagte diese erschrocken über die sichtbaren Spuren des Zorns, die sie in dem Gesicht des Kalifen bemerkte, welcher Unfall hat eine so düstere Wolke über das Antlitz meines Gemahls verbreitet?

Der Kalif säumte nicht, ihr das Verbrechen Giafars in einem Ton zu erzählen, der sie nur zu

sehr überzeugte, wie sehr der arme Großvezier einer Fürsprecherinn, wie sie, bey seinem Herrn bedürfe, und wirklich gelang es auch ihren Vorstellungen, den Kalifen zu überzeugen, daß erst untersucht werden müße, ob der Großvezier nicht etwa die Wahrheit gesagt habe, ehe man ihm als einem Lügner den Kopf abschlagen lasse. Du hast Recht, Zobeide! sprach er, bestätigt es sich, was mir Giafar von der Großmuth des Abulkasem erzählte, so werde ich ihm wohl seine Wahrheit, so unangenehm sie auch meinen Ohren klingt, verzeihen müßen, und um durch keinen falschen Bericht getäuscht zu werden, will ich mit eigenen Augen sehen.

Bey der Ankunft des Kalifen in Basra, wohin er schon in der nächsten Nacht die Reise ohne alle Begleitung zu Pferd antrat, war, als er vor dem Karavañserai abstieg, sein erstes Wort an den Aufseher desselben, ob es wahr sey, daß sich ein junger Mann, Nahmens Abulkasem, in Basra befinde, der alle Könige der Erde an Pracht und Freygebigkeit übertreffe. Herr! antwortete der Aufseher, ich kann Dir schwören, daß selbst eine Frau, die einen hundertfachen Mund und in jedem hundert Zungen hätte, doch bey aller Lust zum Reden ermüden würde, ehe sie Dir nur die Hälfte der großmüthigen Handlungen dieses Abulkasems erzählt hätte, der es, wenn er

lange genug lebt, noch dahin bringen wird, daß in ganz Basra kein Mensch mehr arm ist, als — er.

Am folgenden Morgen trieb die Ungeduld, den Verwegenen aufzusuchen, von welchem man behauptete, er verdunkle mit seiner Großmuth selbst den Beherrscher der Gläubigen, den Kalifen noch vor Sonnen-Aufgang aus dem Bette. Er eilte in die Stadt, und erhielt von einem Schneider, in dessen Werkstatt er trat, auf die Frage, wo Abulkasem wohne, die Antwort: Aus welchem Lande kommst Du, Freund? Du mußt zum ersten Mahl, und kaum seit einem Augenblick in Basra seyn. Wie könntest Du sonst nach der Wohnung des Herrn Abulkasem fragen, die bekannter ist, als der Pallast des Königs.

Ein Lehrbursche des Schneiders führte den Fremdling nach dem Pallast des Abulkasem, der schon durch seine Größe und durch seine äußere Pracht den Reichthum des Besitzers ankündigte. Der Kalif trat in den Hof, und kaum hatte ein Bedienter ihn bey dem Herrn des Hauses angemeldet, als dieser erschien, um den Ankömmling zu bewillkommen. Er both seinem neuen Gast die Hand, und führte ihn in einen aufs reichste geschmückten Saal.

Der Kalif bezeugte dem Wirth ein unwiderstehliches Verlangen, einen Mann, wie ihn, von welchem der Ruf so viel Großes und Schönes erzählte,

von Angesicht zu Angesicht zu sehen, habe ihn nach Basra geführt. Dieses Kompliment beantwortete Abulkasem mit vieler Bescheidenheit. Er bath den Kalifen, sich auf einem Sopha niederzulassen, und erkundigte sich nach seinem Vaterlande, nach seinem Gewerbe, und nach seiner Herberge in Basra.

Ich bin ein Kaufmann aus Bagdad, antwortete der Kalif, und wählte den nächsten Karavanserai, den ich bey meiner Ankunft antraf, zu meiner Wohnung.

Während dieser Unterredung traten zwölf weisse Sclaven herein, und brachten in mit Rubinen besetzten Gefässen von Agat und Bergkristall verschiedene Gattungen köstlicher Likeure. Den Sclaven folgten zwölf Sclavinnen von außerordentlicher Schönheit mit Früchten und Blumen in Becken von Porzellan, und mit Konfect in goldenen Schachteln.

Nach dem Genuß des köstlichen Frühstücks führte Abulkasem mit dem Eintritt der Mittagsstunde seinen Gast in einen zweyten Saal, worin eine Mahlzeit ihrer wartete, die der goldenen Schüsseln, in welchen sie aufgetragen wurde, vollkommen würdig war.

Der dritte Saal lud den Gast zum Trinken ein, und wie hätte der Wein eines solchen Wirths nicht der köstlichste seyn sollen? Man wurde zugleich beym Trinken nicht durch die Furcht beunruhigt, eine Flasche, oder einen Pokal zu zerbrechen, weil Flaschen und

Pokale von — Gold waren. Auch die Sänger und Saitenspieler, die nirgends offnere Ohren finden, als bey den Opferpriestern des Weingotts, blieben nicht aus, und der Kalif mußte sich selbst gestehen, daß seine größten Virtuosen gegen diese kaum Anfänger wären.

Abulkasem verließ auf einen Augenblick den Saal, und trug, als er zurückkam, in der einen Hand einen Stab, und in der andern einen kleinen Baum mit einem Stamm von Silber, mit Zweigen und Blättern von Smaragden, und mit Früchten von Rubinen. Welch ein Baum! Aber nicht genug an seiner eigenen Pracht. Auf seinem Gipfel saß ein Pfau, der seinem Schöpfer, einem Goldschmied, die größte Ehre machte, und neben seiner Schönheit noch die erstaunenswürdige Eigenschaft besaß, daß er, als Abulkasem ihn mit seinem Stab berührte, sogleich seine Flügel ausbreitete, und mit großer Schnelligkeit seinen Schweif bewegte, um die köstlichen Wohlgerüche, mit welchen sein Körper angefüllt war, im Saale zu verbreiten.

Nichts gleicht der Bewunderung, mit welcher der Kalif den Baum, den Abulkasem gleich anfänglich zu seinen Füßen niedergesetzt hatte, sammt seinem Pfauen betrachtete. Aber eben so groß war sein Befremden, als der Wirth seinen Ausrufungen des Er-

staunens und des Beyfalls plötzlich durch das Wegtragen des Wunderwerks ein Ziel setzte. Welch ein Betragen! sprach er zu sich selbst. Wenn hat man gesehen, daß ein Mann, dessen Sitten nur ein wenig über das Gemeine erhaben sind, seinem Gast einen Gegenstand des Wohlgefallens mitten in dem Anschauen desselben vor den Augen hinwegnimmt? Der gute Abulkasem wird doch nicht etwa gar glauben, ich könnte unbescheiden genug seyn, mir die Seltenheit zum Geschenk auszubitten? Wahrlich, bis jetzt habe ich noch wenig Ursache, dem Urtheil Giafars von der Großmuth dieses Glücks-Günstlings, so sehr auch sein Reichthum alle meine Erwartung übertrifft, beyzustimmen.

Abulkasem brachte, als er wieder in den Saal trat, einen aufs reichste gekleideten wunderschönen Knaben mit, der einen mit purpurrothem Wein angefüllten Becher von Rubin in der Hand trug. Der Knabe näherte sich dem Kalifen, und nachdem er mit seiner Stirn die Erde berührt hatte, überreichte er ihm den Becher. Der Kalif nahm ihn, und trank ihn aus. Aber wenn andere Becher, sobald man sie austrinkt, eine, mit dem freundlichen Herrn Franz Horn zu reden, recht betrübte Leere zeigen, so ließ dieser den Kalifen, zu seinem größten Erstaunen, das Gegentheil wahrnehmen. Er füllte sich plötzlich wie-

der von selbst, und nicht genug, daß er das nähmliche Wunder wiederhohlte, als der Kalif ihn zum zweyten Mahl austrank, sah dieser ihn, ungeachtet er ihn nicht noch einmahl zu leeren verlangte, zum dritten Mahl sich füllen, da er ihn in die Hände des Knaben zurückgab.

Der Kalif vergaß über dem Becher den Baum und den Pfauen, und beschwor seinen Wirth, ihm ein Wunder zu erklären, das er kaum seinen eigenen Augen glauben könne. Herr! sprach Abulkasem, dieser Becher ist ein Kunststück, auf dessen Hervorbringung ein alter Weiser, für welchen die Natur gar kein Geheimniß hatte, hundert Jahre seines Lebens verwandte. Mit diesen Worten eilte er mit dem Becher so schnell, als ob er fürchtete, das Kleinod möchte ihm von seinem Gast mit Gewalt entrissen werden, zum Saal hinaus.

Groß war der Unwille des Kalifen über den abermahligen Mangel an Achtung, den Abulkasem gegen ihn zu beweisen schien. Ich muß, dachte er, beynahe glauben, der Mensch sey nicht recht bey Sinnen. Ohne mein Verlangen zeigt er mir schon die zweyte Seltenheit, und kaum bemerkt er das Vergnügen, mit welchem ich sie betrachte, so hat er nichts Nöthigeres zu thun, als daß er sie meinem Anblick wieder entzieht. Ich weiß in der That nicht mehr, was

ungereimt und beleidigend heißt, wenn dieses Betragen es nicht ist. Und wie mein Großvezier dazu kommt, mir einen Menschen von so thörichter Aufführung als das Muster der Großmuth anzupreisen, ist ein Räthsel, dessen Unauflöslichkeit ihn, wie ich fürchte, den Kopf kosten wird.

Abulkasem kam jetzt zum dritten Mahl in den Saal zurück, und führte ein Mädchen von so bezaubernder Schönheit an der Hand, daß man unmöglich die Perlen und Edelsteine, mit welchen sie bedeckt war, eines Anblicks würdigen konnte. Es versteht sich, daß der Kalif dieses Wunder allen übrigen, und selbst dem sich von selbst füllenden Rubinbecher vorzog. Die Schöne verneigte sich aufs ehrfurchtvollste vor dem Manne, von dem sie selbst angebethet wurde, und der sich kaum halten konnte, sich ihr zu Füßen zu werfen. Indessen stammelte er ihr, vor Entzücken trunken, die Bitte zu, sich niederzusetzen. Abulkasem ließ eine mit Elfenbein eingelegte Laute von Aloe- Sandel- und Ebenholz bringen, und man kann denken, daß die Schöne sich bey ihrem Spiel als keine Stümperinn zeigte. Der Kalif glaubte in Mahomets Paradies versetzt zu seyn, und verschwendete Lobsprüche an die bezaubernde Künstlerinn, welchen die Redaction des Morgenblatts, oder der Abendzeitung, oder der eleganten Zeitung zuverläßig aufs bereitwil-

ligste eine Stelle unter ihren eben so lehrreichen, als anmuthigen Theater- und Kunstartikeln eingeräumt haben würde. Aber hätte er doch die Ausbrüche seines Entzückens zu mäßigen vermocht! Sein Wirth wenigstens schien an ihnen so wenig Gefallen zu finden, daß er im Augenblick, als sie laut wurden, das Mädchen wieder aus dem Saal führte.

Diese neue Sünde gegen das Gastrecht war die größte von allen bisherigen, und schmerzte auch den Kalifen von allen am meisten. Indessen verbarg er seinen Unmuth so gut er vermochte, und unterhielt sich mit seinem Wirth bis zum Einbruch der Nacht aufs freundlichste.

Großmüthiger Abulkasem! fing er endlich an, als es ihm Zeit schien, sich zu entfernen, ich habe eine Aufnahme bey Dir gefunden, der ich mich nie anders als mit Bewunderung und Dank erinnern werde. Abulkasem, der es nicht schicklich fand, seinen Gast zum Bleiben zu nöthigen, begleitete ihn bis an die Thür seines Pallasts. Vergib mir, edler Fremdling! sprach er beym Abschied, wenn Du in meinem Hause keine Bewirthung fandst, wie sie einem Gast Deiner Art gebührt.

Läugnen läßt es sich nicht, sprach der Kalif zu sich selbst, als er nach seinem Karavanserai zurückkehrte, dieser Abulkasem kann jeden König herausfor-

dern, sich mit ihm an Pracht zu messen. Aber von seiner Großmuth habe ich wenigstens, wenn ich seine Mahlzeit ausnehme, nicht die kleinste Probe aufzuweisen. Ich will nicht sagen, daß er mir mit seinem Baum, oder seinem Becher, oder seinem Knaben, oder gar seinem Mädchen ein Geschenk hätte machen sollen. Aber etwas muß man es sich doch kosten lassen, wenn man großmüthig heißen will, und was soll ich also denken, daß er mir beym Abschied auch nicht eine Kleinigkeit, um mich seiner zu erinnern, zu geben Miene machte? Wer Andern seine Reichthümer bloß bewundern läßt, und sie ganz für sich allein behält, verdient, mit Erlaubniß meines hochweisen Herrn Großveziers, nicht als großmüthig gepriesen, sondern als ein Prahler verlacht zu werden.

Der Schein betriegt! Wäre der Kalif dieser Lehre eingedenk gewesen, so hätte er sich eine große Beschämung erspart, die ihn bey der Zurückkunft nach seinem Karavanserai erwartete. Er fand nähmlich, daß während seiner Abwesenheit ihm Abulkasem nicht nur prächtige Teppiche und Zelte, eine große Anzahl Sclaven, Pferde, Maulthiere und Kameele, sondern sogar den wunderbaren Baum mit seinem Pfauen, den Knaben mit seinem Becher, und das schöne Mädchen mit ihrer Laute zum Geschenk überschickt hatte.

Die Sclaven warfen sich ihrem neuen Gebiether

zu Füßen, und das Mädchen überreichte ihm eine Rolle von Seidenpapier, auf welcher er folgende Worte las: „Edler Unbekannter! Ich fürchte, die Achtung, die ich Dir zu erweisen bemüht war, kam den Verdiensten nicht gleich, die mich Dein Betragen nur zu deutlich erkennen ließ. Vergib mir einen Fehler, der nicht meinem guten Willen zur Last fällt, und zum Zeichen Deiner Versöhnung laß Dir die Geschenke gefallen, die ich Dir zu senden wage. Der Baum mit dem Pfauen, der Knabe mit dem Becher, und das Mädchen mit der Laute waren in dem Augenblicke Dein, in welchem sie Dir zu gefallen das Glück hatten. Jede Sache, von der ich weiß, daß ihr Besitz meinen Gästen eine Freude machen würde, hört sogleich auf, mein Eigenthum zu seyn, und wird das ihrige.“

O Giafar! rief der Kalif außer sich vor Erstaunen aus, nicht zu viel, zu wenig hast Du mir von der Großmuth Abulkasems gesagt. Erröthe, Kalif von Bagdad! erröthe, daß Du Dich jemahls rühmtest, der großmüthigste und freygebigste aller Sterblichen zu seyn! Du hast den Mann gefunden, von welchem Du in beyden Eigenschaften tausend Mahl übertroffen wirst. Und dieser Seltene, ist er etwa eben so sehr an Macht und Rang über Dich erhaben? Oder ist er wenigstens Deinesgleichen? Im Gegen-

theil. Er besitzt weder Gewalt noch Rang, und ist sogar — Dein Unterthan. Aber durch welche Ereignisse ist ein Mensch ohne alle Bedeutung in den Stand gesetzt worden, Sachen zu verschenken, die kaum mit Königreichen theuer genug bezahlt würden? Wo hatte ich meine Gedanken, daß ich nicht der Quelle seiner unermesslichen Reichthümer bey ihm auf die Spur zu kommen trachtete? Und darf ich Basra verlassen, ohne den Schlüssel zu einem Räthsel erhalten zu haben, dessen Lösung mir zuverläßig Stoff zu dem höchsten Grad des Erstaunens darbiethen wird? Ich kann nicht anders, ich muß den Unerklärlichen noch einmahl besuchen, und möge es mir gelingen, ihn, ohne daß ich ihn durch Zudringlichkeit beleidige, zur Befriedigung meiner Neugierde zu bewegen!

Der Kalif ließ seine neuen Diener im Karavanserai, und ging, um einen Entschluß auszuführen, der ihm in diesem Augenblick von allen Dingen am meisten beschäftigte.

Liebenswürdiger Abulkasem! sprach er zu seinem edlen Wirth, als er sich mit ihm allein befand, Deine Großmuth gegen mich überschreitet so sehr alle Gränzen, daß ich der unbescheidenste aller Menschen seyn müßte, wenn ich ihr nicht Einhalt zu thun versuchte. Wer darf es sich erlauben, Gaben anzunehmen, die von dem Verdienstvollsten nicht verdient, und von

dem Reichsten nicht erwiedert werden können? Erlaube mir also, daß ich Dir Kostbarkeiten zurücksende, deren Werth so unermesslich ist, daß der bloße Wille des Eigenthümers, sie mir zum Geschenk zu machen, mir eine ewige Dankbarkeit, und mit ihr die Pflicht auferlegen würde, Deine Großmuth vor der ganzen Welt zu preisen.

Mit sichtbarer Bestürzung und Verwirrung hörte Abulkasem diese Anrede des Kalifen. Herr! sprach er endlich, welche Ursache zum Mißvergnügen hat Dir der unglückliche Abulkasem gegeben? Nothwendig muß Dir sein Betragen auf irgend eine Weise anstößig gewesen seyn. Wie könntest Du sonst seine Geschenke verschmähen?

Der Himmel ist mein Zeuge, erwiederte der Kalif, daß man nicht zufriedener seyn kann, als ich über die Aufnahme bin, die ich in Deinem Hause gefunden habe. Aber Geschenke, wie die Deinigen, kann kein König geben, und kein König darf sie von dem andern annehmen. Überhaupt, edler Abulkasem! vergib mir, wenn die Theilnahme an Allem, was Dich betrifft, die Du mir eingeflößt hast, mich vielleicht mit zu wenig Zurückhaltung sprechen läßt. Ich fürchte, der Gebrauch, den Deine Großmuth Dich von deinen Schätzen machen heißt, möchte die Quelle Deiner Wohlthätigkeit am Ende erschöpfen.

Abulkasem hörte diese wohlgemeinte Warnung mit Lächeln an. Herr! sprach er, wohl mir, daß Du meine Geschenke nicht aus Mißvergnügen mit meinem Betragen zurückweisest. Die Sorge, ich möchte zuletzt Nichts mehr zu verschenken haben, darf Dich nicht beunruhigen. Ich kann jeden Tag dem Hang, was das Glück mir ohne mein Verdienst bescherte, mit Andern zu theilen, ohne Nachtheil für meinen eigenen Wohlstand freyen Lauf lassen, und eher könnte es mir zuletzt an zu Beschenkenden, als an Geschenken fehlen. Ich lese Dein Erstaunen über meine Rede Dir in den Mienen. Aber laß mich Dir meine Begebenheiten erzählen, und vielleicht findest Du natürlich, was Dir jetzt unglaublich scheint.

Bey diesen Worten führte Abulkasem seinen Gast in einen Saal, der alle vorhergehenden tausend Mahl an Pracht übertraf. Sein Boden war zugleich mit reichen Teppichen überlegt, und verschiedene Räuchpfannen verbreiteten den feinsten Wohlgeruch. Der Kalif konnte vor Bewunderung kaum zu sich selbst kommen, und fing im Ernst an zu glauben, er befinde sich in einem Feenpallast.

Nachdem er auf die Bitte seines Wirths auf einem im Hintergrunde des Saals befindlichen Thron von gediegenem Gold Platz genommen hatte, begann dieser sogleich ihm seine Geschichte zu erzählen.

Ich bin, sprach er, der einzige Sohn eines Juweliers, Nahmens Abdelasis. Mein Vater war in Kairo geboren, und lebte daselbst. Aber die Furcht, die großen Reichthümer, die er besaß, möchten den Neid oder den Geiz des Sultans von Ägypten reitzen, bewogen ihn, sein Vaterland zu verlassen, und die Stadt Basra, in welcher er sich mit der einzigen Tochter des reichsten Kaufmanns zu verheirathen Gelegenheit fand, zu seinem bleibenden Aufenthalt zu wählen.

Nur zu früh machte mich der Tod meiner Ältern zum Herrn eines unermesslichen Vermögens. Der junge unerfahrene Erbe ließ seinem Hang zur Freygebigkeit, oder vielmehr zur Verschwendung auf eine so unbesonnene Art den Zügel schießen, daß ehe noch drey Jahre vergangen waren, ich mich in dem Falle befand, die schönsten Betrachtungen über die Folgen meiner Thorheit, die mich beynahe nach dem Bettelstabe zu greifen nöthigten, anzustellen.

Ganz Basra war Zeuge meines Reichthums gewesen. Wie hätte ich es also ertragen können, diese meine Vaterstadt auch zum Zeugen meiner Armuth zu machen? Der Verkauf meines Hauses, das mir von allen meinen Gütern allein noch übrig geblieben war, setzte mich in den Stand, mich an eine Karavane von Kaufleuten anzuschließen, um mich auf gut Glück nach Kairo zu begeben.

Während ich bey meiner Ankunft in dieser Stadt die Schönheit der Häuser und die Pracht der Moscheen bewunderte, erweckte der Gedanke, daß ich mich in demselben Kairo befinde, in welchem mein Vater das Licht der Welt erblickt hatte, die traurigsten Betrachtungen in mir. O mein Vater! sprach ich zu mir selbst, und vergoß eine Fluth von Thränen, wohl Dir, daß Dir der Tod den Schmerz ersparte, an dem Ort, wo Du einer der Glücklichsten warst, Deinen Sohn als den Unglücklichsten zu finden!

Diese Gedanken beschäftigten mich so sehr, daß ich, mir selber unbewußt, meinen Spaziergang bis an die Ufer des Nils fortsetzte. Ich befand mich hinter dem Pallast des Sultans, und erblickte in einem Fenster ein junges Frauenzimmer von so außerordentlicher Schönheit, daß ich meine Augen nicht mehr von ihr abzuziehen vermochte. Allein kaum wurde sie mich gewahr, als sie sich entfernte. Inzwischen war die Nacht hereingebrochen, und ich ging, um mir eine Herberge zu suchen.

Meine Nacht war schlaflos? Die Schöne hatte sich beym ersten Anblick meines ganzen Wesens bemächtigt, und meine Leidenschaft verminderte sich nicht im Geringsten durch den Gedanken, wie thöricht und hoffnungslos sie sey.

Mein erster Gang am folgenden Tage war nach dem Fenster der Unbekannten. Ich kam, und — sah sie nicht. So sehr es mich aber betrübte, mich in meiner Erwartung betrogen zu sehen, so wenig ließ ich mich durch das erste Mißlingen von einem zweyten Versuch am nächsten Tage abschrecken, und siehe, das Glück belohnte meine Beharrlichkeit. Ich durfte abermahl meine Augen an dem Gegenstand meiner Bewunderung weiden, und benutzte die Gelegenheit so gut, als man es nur immer von der Leidenschaft eines jungen Verliebten erwarten kann. Allein meine Aufmerksamkeit machte, wie es schien, nicht den günstigsten Eindruck auf das Frauenzimmer. Unbesonnener Mensch! rief sie mir zu, willst Du Dich mit Gewalt ins Verderben stürzen? Weißt Du nicht, daß es jeder Mannsperson verbothen ist, unter den Fenstern dieses Pallasts auch nur einen Augenblick zu verweilen? Du bist des Todes, wenn die Sclaven des Sultans Dich hier antreffen.

Weit entfernt, nach dem Rath der Dame auf der Stelle hinwegzueilen, berührte ich mit meiner Stirn die Erde, und stammelte einige Entschuldigungen heraus. Meine Königinn, sprach ich, wie sollten einem Fremdling, wie mir, die Gebräuche von Kairo bekannt seyn? Und wer, er sey ein Fremdling, oder keiner, wird sich nicht über sie hin-

wegsetzen, sobald der Zauber Deiner Schönheit sich seiner bemächtig hat? Ha, Verwegener! rief sie, zittere vor meinen Sclaven, die Dich Deine Tollkühnheit bereuen lassen werden! Mit diesen Worten verschwand sie, und ich glaubte nicht anders, als sie sey weggegangen, um ihre Drohung in Erfüllung zu bringen. Allein meine Leidenschaft trotzte jeder Gefahr. Ich will sterben, oder diese Dame muß die meinige werden, dachte ich, und kehrte erst als die Dunkelheit mir keine Hoffnung mehr übrig ließ, den Gegenstand meiner Sehnsucht heute noch zu erblicken, nach meiner Wohnung zurück.

Wenn ich gleich die ganze Nacht in einem durch meine Leidenschaft erregten heftigen hitzigen Fieber zubrachte, so fühlte ich mich doch durch eben diese Leidenschaft stark genug, mit Anbruch des Tags einen abermahligen Gang nach dem Ufer des Nils zu wagen.

Bist Du schon wieder hier, Elender? rief mir die Schöne zu, sobald sie mich erblickte. Es ist bloßes Mitleiden, wenn ich Dich noch einmahl vor der Gefahr warne, in welcher Deine Verwegenheit Dich stürzt. Entferne Dich auf der Stelle, so lieb Dir Dein Leben ist!

Ich entfernte mich keineswegs, und blieb taub gegen alle Bitten und Drohungen des Frauenzim-

mers. Schande über den Elenden, rief ich ihr zu, der nicht für die Wonne, Deinen Anblick einige Sekunden länger zu genießen, sein Leben hinzugeben bereit ist! Wie könnte ohnehin das meinige für mich noch einigen Werth haben, da meine Liebe gegen Dich eben so unüberwindlich, als hoffnungslos ist.

Wohlan denn, rief die Dame plötzlich, weil ich doch zu schwach bin, Deiner Hartnäckigkeit Widerstand zu leisten, so begib Dich jetzt nach der Stadt zurück, und komm diese Nacht wieder unter mein Fenster.

Wo nehme ich Worte, Dir mein Erstaunen und mein Entzücken zu beschreiben? Und brauche ich Dir noch zu sagen, daß ich glaubte, dieser Tag daure drey Mahl länger, als ein anderer, und daß die Nacht mir bey meinem Eintreffen an dem Ort, wohin mich die stärkste aller Gewalten, die Liebe, zog, auch nicht um einen Augenblick zuvorkam?

Eine Strickleiter, die ich an einem Fenster der Dame befestigt fand, wurde von mir eben so schnell, als glücklich erstiegen. Ich ging durch zwey Zimmer, und im dritten, in dessen Mitte ein silberner Thron stand, fand ich die Dame.

Wer bist Du? fragte sie, indem sie mich den Thron besteigen hieß, und neben mir Platz nahm. Mit vieler Theilnahme hörte sie mich meine erlitte-

nen Unglücksfälle erzählen. Theure Gebietherinn! rief ich gerührt, als sie mich den Eindruck merken ließ, den meine Geschichte auf sie gemacht hatte, ich danke dem Schicksal für meine Leiden, weil sie es sind, die mich zu Dir führten, und Dein Mitleiden für mich rege machten.

Die Dame gestand mir, mein erster Anblick habe sie nicht gleichgültig gegen mich gelassen. Aber, setzte sie hinzu, ohne den Muth, den Du zeigtest, als ich Dir die Gefahr vertraute, welcher Du Dich bey Deinem Verweilen unter meinem Fenster bloß stelltest, wäre das Fünkchen Liebe, das in meinem Herzen für Dich glimmte, nimmermehr zu der unauslöschlichen Flamme geworden, die mich jetzt zu verzehren droht. Aber, fuhr sie fort, Du hast mir Deine Geschichte erzählt, vernimm jetzt auch die meinige.

Mein Nahme ist Dardane, und Damas heißt die Stadt, in welcher ich geboren bin. Noch in den Jahren der Kindheit war ich so unglücklich, meinen Vater, der mich zärtlich liebte, und als ein in Ungnade gefallener Vezier des Königs in stiller Zurückgezogenheit lebte, durch den Tod zu verlieren, und gleich nach diesem traurigen Verlust zeigte meine Mutter sich ihres Nahmens so unwürdig, daß sie mich an einen Sclavenhändler verkaufte, um mit

einem jungen Menschen, der sich ihrer Neigung zu bemeistern gewußt hatte, nach Indien zu fliehen.

Von dem Sclavenhändler kaufte mich der Sultan von Ägypten, und bald wurde ich von ihm zur Lieblingssultaninn erhoben. Ohne den Neid der übrigen Weiber hätte diese Ehre, da mein Herz für den Sultan so wenig empfindet, als für die steinernen Bilder, die seinen Garten verzieren, nicht den geringsten Reitz für mich gehabt. Aber ich gestehe Dir, der kleinen Eitelkeit, über die unerschöpflichen Ränke meiner Nebenbuhlerinnen stets neue Siege zu erkämpfen, hat der Sultan es zu danken, daß ich mir bisher eben so viel Mühe gab, meinen Platz in seinem Herzen zu behaupten, als jene anwenden, mich aus ihm zu verdrängen. Und doch ist der Sultan in der That ein Mann, dem es nicht an liebenswürdigen Eigenschaften gebricht. Aber wer weiß nicht, wie eigensinnig die Liebe ist? Und ich bin daher gar nicht erstaunt, daß Dein erster Anblick mir Fesseln anlegte, von welchen ich ewig frey zu bleiben gehofft hatte.

Welch ein Geständniß! Und konnte ich es anders beantworten, als durch die zärtlichsten und feurigsten Versicherungen meiner ewigen Treue?

Aber Himmel, welch ein Unfall unterbrach die zärtlichste Scene, bey welcher jemahls die Liebe das

Wort geführt hat! Man pochte mit Heftigkeit an die Thür des Zimmers, und Dardane rief voll Bestürzung: O mein Geliebter! Man hat mich verrathen. Der Sultan selbst ist vor der Thür, und wir sind beyde verloren.

Jeder Weg zum Fliehen war mir versperrt, und ich mußte es noch für ein Glück halten, daß ich mich, während Dardane die Thür öffnete, wenigstens für den Augenblick unter dem Thron verbergen konnte.

Mit allen Zeichen der äußersten Wuth im Gesicht trat der Sultan in den Saal, und mehrere schwarze Kämmerlinge mit Fackeln folgten ihm.

Nichtswürdige Verrätherinn! schrie er, wo ist der Elende, den Du bey Dir verborgen hast? Man hat eine Mannsperson in Dein Zimmer steigen sehen, und die Strickleiter, welcher sich der Tollkühne bediente, ist noch an Deinem Fenster befestigt.

Die Dame, die zu edel war, um sich verstellen zu können, verstummte bey dieser Anrede, und schon ihre Bestürzung war ein nur zu deutliches Zeichen ihrer Schuld.

Man sehe nach, geboth der Sultan, wo der Frevler sich verborgen hat. Er kann unmöglich aus dem Saal gekommen seyn. Alle Sclaven mit ihren Fackeln kamen auf diesen Befehl in Bewegung, und

in wenigen Augenblicken wurde ich beynahe leblos vor Schrecken und Angst unter dem Thron hervorgezogen. Man schleppte mich zu den Füßen des Sultans. Ich lag vor ihm mit gefalteten Händen auf den Knieen, und der Furchtbare entblößte, ohne ein Wort zu sprechen, seinen Säbel, um mir den Kopf zu spalten.

Halt ein, Herr! rief ihm plötzlich eine Stimme zu. Die Rufende war eine der Weiber des Pallasts, und hatte nach Dardanen die meiste Gewalt über den Sultan. Ist dieser Verworfene, fuhr sie fort, würdig, von Deiner Hand zu sterben? Ja den Nil mit ihm und seiner schändlichen Buhlerinn, damit ihre Leichname, die nicht werth sind, von der Erde bedeckt zu werden, den Krokodillen zur Speise dienen!

Diese Strafe, die gewöhnlich den Frauen des Harems, die sich einer Untreue schuldig machen, und ihren Buhlern widerfährt, wurde im Augenblick auf einen Wink des Sultans an mir und der armen Dardane vollzogen. Die Kämmerlinge ergriffen uns, und stürzten uns aus einem Fenster, unter welchem der Nil vorbeyfloß.

Ich weiß nicht, ob ich es ein Glück nennen soll, daß ich mit dem Leben davon kam. Allein da ich sehr gut schwimmen gelernt habe, so gelang es mir, so betäubt ich auch von dem Falle war, das jenseits

tige Ufer zu erreichen. Es dauerte einige Minuten, bis ich wieder zur Besinnung kam, und jetzt erst dachte ich mit Verzweiflung, daß ich über meiner eigenen Rettung die Pflicht versäumt hatte, die Gefährtinn meines Unglücks wo möglich dem Tod zu entreißen.

Nicht einen Augenblick nahm ich Anstand, mich freywillig in den nähmlichen Strom zu stürzen, in welchen man mich kaum vorher ganz gegen meinen Willen gestürzt hatte. Ohne die Gefahr zu achten, der sich ein Mensch aussetzt, wenn er einem andern in einem Strome schwimmend nachspürt, suchte ich den Leichnam der durch meine Schuld umgekommenen Dame so lange, bis das Schwinden meiner Kräfte mich zwang, von meinem fruchtlosen Beginnen abzustehen.

Konnte ich länger zweifeln, daß die schöne Unglückliche ihren Tod in den Fluthen gefunden habe? Und hatte mein Gewissen nicht recht, wenn es mich als den Urheber ihres Verderbens anklagte? Ich rang mit der Verzweiflung. Mußte ich, sprach ich zu mir selbst unter bittern Thränen, nach Kairo kommen, um eine Schuld auf mich zu laden, unter deren Last ich erliege? War mein Bewerben um die Liebe dieser holdesten aller Sterblichen nicht schon wegen des Unglücks, das mich betroffen hatte, ein

Frevel? Oder wußte ich etwa nicht, wie ansteckend das Unglück ist?

Jeder Augenblick, den ich in dieser unseligen Gegend verweilte, wurde mir unerträglich. Aber wohin sollte ich mich wenden? Mir war beynahe jeder Weg gleichgültig. Doch trieb mich die Begierde, eine so berühmte Stadt, als Bagdad ist, zu sehen, um so stärker, diese vor der Hand zum Ziel meiner Reise zu machen, je mehr ich zugleich mich sehnte, den Beherrscher der Gläubigen, der alle Fürsten der Erde eben so sehr an Macht, als an Weisheit und Großmuth übertrifft, in der Nähe zu bewundern.

Ich langte glücklich in Bagdad an, um mich daselbst — höchst unglücklich zu fühlen. Meine ganze Barschaft bestand in einer Zechine, und ich wußte, wenn diese ausgegeben war, schlechterdings keinen Rath, zum Besitz einer zweyten zu gelangen. Und doch wurde diese einzige Zechine das Mittel meines Unterhalts, und ihr habe ich sogar zunächst mein ganzes jetziges Glück zu danken. Ich verwandelte sie in kleine Münze, um einen Handel mit Citronen, überzuckertem Fenchel, Anis, Balsam und Rosen zu treiben. Diese meine Waare both ich täglich in den Buden feil, worin das aus Gerste, Wasser und Rosinen bereitete Getränk, das man Fykaa nennt, verkauft wird, und der kleine Handel brachte mir

so viel ein, daß ich ganz bequem davon leben konnte.

Eines Tags, als ich nach meiner Gewohnheit bey einem Fykaaschenken den Gästen Blumen anboth, rief mich ein alter Mann, der ohne daß ich ihn bemerkt hatte, in einer Ecke saß, zu sich. Junger Freund! sprach er, warum bin ich der einzige von den hier anwesenden Gästen, welchem Du Deine Waare nicht anbietheſt? Glaubſt Du etwa, ich sey ein Mann ohne Ehre, oder was in den Augen der Welt noch schlimmer ist, ein Mann ohne Geld?

Herr, antwortete ich dem Alten, vergib mir! Die einzige Ursache, warum ich Dir meine Waare nicht angebothen habe, ist, weil ich Dich in der Ecke, wohin Du Dich zurückgezogen hatteſt, nicht sah. Einem Manne, wie Dir, überlasse ich mit der größten Freude alle meine Waaren, ohne etwas dafür zu verlangen. Mit diesen Worten stellte ich meinen Korb ihm zu Füßen. Er nahm eine Citrone, und als ich auf sein Geheiß neben ihm Platz genommen hatte, fragte er nach meinem Nahmen, und erkundigte sich nach meinen Schicksalen. Vergib mir, Herr! sprach ich seufzend, wenn ich, um nicht Wunden wieder aufzureißen, welche die Zeit zu heilen beginnt, Deine Fragen unbeantwortet lasse. Der Greis war zartfühlend genug, um das Gespräch sogleich auf

andere Gegenstände zu lenken, und nachdem wir uns noch eine geraume Zeit miteinander unterhalten hatten, verabschiedete er sich, indem er mir eine Zechine in die Hand drückte, aufs freundlichste von mir.

Ich stellte allerhand Betrachtungen über diese Freygebigkeit an, die ich selbst bey den vornehmsten und reichsten Herren von meiner Kundschaft nie erfahren hatte, und ermangelte nicht, mich am folgenden Tage wieder bey dem Fykaaschenken einzustellen. Der Alte, der ebenfalls wieder zugegen war, nahm von meinen Waaren ein wenig Balsam, und drang aufs Neue so sehr in mich, ihm meine Geschichte zu erzählen, daß ich seinem Verlangen um so bereitwilliger entsprach, da dasselbe offenbar mehr als bloße Neugierde zum Grund hatte.

Am Schlusse meiner Geschichte, bey deren Erzählung ich mit gewissenhafter Aufrichtigkeit zu Werke ging, bezeugte mir der Alte, daß er sich freue, mich gefunden zu haben. Ich bin, fuhr er fort, ein Kaufmann aus Basra, und Dein Vater war einer meiner vertrautesten Freunde. Ich will, da ich keine Kinder habe, daß Du Dich von nun an als meinen Sohn betrachtest. War Dein Vater reich, so bin ich es noch weit mehr, und in der Liebe gegen Dich werde ich es ihm wenigstens gleichzuthun suchen.

Welcher Glückswechsel! Der edle Mann, der

mich in ihm einen Vater hatte finden lassen, hieß, als er wegging, mich sogleich ihm folgen, und Du kannst denken, mit welcher Freude ich ihm gehorchte. Als er aber auf der Straße mir meinen Blumenkorb wegzuwerfen befahl, sprach ich: Laß mich ihn zum Andenken an den hülflosen Zustand behalten, aus welchem Deine Großmuth mich befreyen will. Gut, mein Sohn! antwortete er. Es gefällt mir, daß Du auch im Glück Dich noch des überstandenen Unglücks erinnern willst. Unter diesem Gespräch gelangten wir zu einem großen Haus, das der Kaufmann gemiethet hatte. Er ließ mir sogleich mehrere Zimmer für meinen Gebrauch anweisen, und versorgte mich mit Sclaven zu meiner Bedienung, mit prächtigen Kleidern, und überhaupt mit allem Nothwendigen.

Nach Endigung der Geschäfte, die den Kaufmann nach Bagdad gerufen hatten, reiste er mit mir nach Basra zurück. Meine Freunde in dieser Stadt, die mich so unverhofft wiedersahen, waren eben so sehr über mein Glück, als über meine Zurückkunft erstaunt. Ich war jetzt im Besitz aller Rechte eines Sohns bey dem Alten, und wenn Neigung und Dankbarkeit mir gebothen, ihm auf jede Weise zu zeigen, daß er seine Wohlthaten an keinen Unwürdigen verschwende, so verhehlte er mir auch

von seiner Seite nicht, wie sehr er mit meinem Betragen gegen ihn zufrieden sey. Ich danke, sprach er oft, dem Schicksal, daß es mich Dich hat finden lassen, und die Äußerungen seiner Zufriedenheit rührten mich zu sehr, um nicht meine Aufmerksamkeit gegen ihn zu verdoppeln. Ich entsagte ihm zu gefallen allem Umgang mit Meinesgleichen, und kam ihm beynahe gar nicht von der Seite.

Aber leider sollte ich das Glück, dem guten Alten seine letzten Tage zu erheitern, nur kurze Zeit genießen. Er wurde von einer Krankheit befallen, die keiner Kunst der Ärzte weichen wollte. Als er fühlte, daß sein Ende sich nähere, hieß er Jedermann aus dem Zimmer gehen, und redete, als wir allein waren, mich mit den Worten an: Ich eile, mein Sohn! Dir ein wichtiges Geheimniß zu offenbaren. So groß auch die Reichthümer sind, die Glück und Fleiß mich während meines nicht kurzen Lebens erwerben ließen, so würde ich doch glauben, Dir nur eine mäßige Erbschaft zu hinterlassen, wenn sie allein es wären, in deren Besitz Du nach meinem Absterben gelangen wirst. Wisse also, daß ich Herr eines verborgenen Schatzes bin. Zu welcher Zeit, durch wen, und auf welche Art dieser Schatz an den Ort gekommen ist, wo er sich befindet, habe ich nie erfahren. Ich weiß nur, daß mein Großva-

ter das Geheimniß einige Tage vor seinem Tode meinem Vater anvertraute, und dieser handelte gegen mich auf gleiche Weise, als sein Ende sich näherte.

Nachdem ich dem Kranken die strengste Bewahrung des Geheimnisses bis zu meinem Absterben aufs heiligste versprochen hatte, beschrieb er mir den Ort, wo der Schatz zu finden sey. Deine Vorstellung, sprach er, von den Reichthümern, die meine Entdeckung zu Deinem Eigenthum macht, mag so ausschweifend seyn, als sie will, Du wirst sie doch noch übertroffen sehen.

Wenige Tage nach dieser Unterredung starb der Greis. Ich nahm, nachdem ich als sein Erbe ihm die letzte Pflicht erwiesen hatte, von seinen Gütern Besitz, und ließ es sodann mein erstes Geschäft seyn, den Schatz in Augenschein zu nehmen. Wohl hatte der Kaufmann Recht, daß ich beym Anblick dieser Reichthümer alle meine Erwartungen übertroffen finden würde, und in der That, wenn jemahls ein Schatz seinem Nahmen Ehre machte, so war es dieser. Ich will nicht gerade behaupten, er sey gar nicht zu erschöpfen. Aber gewiß ist, daß dieses Wunder keinem einzelnen Menschen, und wenn er auch fünfhundert Jahre lebte, und die Kunst zu verschwenden zur höchsten Vollkommenheit brächte, jemahls gelingen wird.

Ich hatte zwar dem Kaufmanne das Wort gegeben, daß ich, um Aufsehen zu vermeiden, mir wenigstens nie einen größern Aufwand erlauben würde, als der Besitz gewöhnlicher Reichthümer zuläßt. Allein wie konnte ich, sobald ich mich überzeugt hatte, ich sey der reichste aller Sterblichen, noch einen andern Gedanken bey mir aufkommen lassen, als — gerade das Gegentheil von dem zu thun, was ich versprochen hatte? Hätte ich es an Pracht und Freygebigkeit selbst einem König bloß gleich thun wollen, ich würde meinen eigenen Augen als der schnödeste Geitzhals erschienen seyn, und ich beschloß also an den Schätzen, die mir mein Schatz darboth, alle Welt theilnehmen zu lassen. Es ist kein Mensch in Basra, der nicht meine Milde erfahren hätte. Arm betritt man mein Haus, und reich verläßt man es wieder, und Du kannst denken, daß der Strom, der sich nach einer solchen Verwandlung Sehnenden mehr zu- als abnimmt.

Nichts war natürlicher, als die Meinung der ganzen Stadt, ich würde mich zum zweyten Mahl zu Grunde richten. Besäße, sprachen die Meisten, Abulkasem auch alle Schätze des Beherrschers der Gläubigen, er würde bald den Beweis liefern, daß auch diese, nachdem die Hände sind, in welche sie gerathen, verschleudert werden können. Allein wie

erstaunten die Propheten, die sogar den Tag, an welchem ich zu Grunde gegangen seyn würde, voraus bestimmen wollten, als sie Augenzeugen des Wunders waren, daß meine Reichthümer gleichsam mit meiner Verschwendung zu wachsen schienen!

Konnte es, fuhr der Erzähler fort, bey diesem Aufsehen, das ich durch meine Verschwendung erregte, an abgeschmackten Gerüchten und hämischen Vermuthungen fehlen? Man fing an laut von einem Schatz zu sprechen, den ich gefunden haben sollte, und dem Polizeyaufseher der Stadt lagen die Pflichten seines Amts zu sehr am Herzen, um sich nicht augenblicklich nach der Wahrheit der Sache bey der rechten Quelle, nähmlich bey mir, zu erkundigen. Ich bin, sprach er bey seinem Eintreten, der Daroga, und da Du weißt, was die Leute, die Schätze finden, zu thun haben, so wirst Du mir die Frage, wo der Deinige ist, nicht übel deuten.

Als der ehrwürdige Diener der Polizey die Verlegenheit bemerkte, in die ich, als ich die Ursache seines Besuchs vernahm, gerieth, fuhr er fort: Mein Herr Abulkasem! Du siehst zwar in mir ein Ding, das man einen Polizeyaufseher nennt, zugleich aber auch einen Mann von Verstand, und da ich auch von dem Deinigen die beste Meinung habe: so kann ich mein Geschäft bey Dir zu unserer beyder-

seitigen Zufriedenheit endigen. Gib Du mir eine Probe Deiner weltberühmten Freygebigkeit, und ich gebe Dir Ursache, meine Verschwiegenheit zu bewundern.

Laß mich hören, antwortete ich, welchen Preis Du auf die Fesseln setzest, die Du Deiner Zunge anlegen willst.

Damit ich schweige, wo mein Amt mich reden heißt, erwiederte er, glaube ich es bey meinem Gewissen, das ich ohnehin auch zum Schweigen bringen muß, verantworten zu können, wenn ich täglich zehn Zechinen fordere.

Was denkst Du? rief ich aus. Du könntest ja kaum bescheidener fordern, wenn Du des Polizeyaufsehers letzter Gehülfe wärest, und es mit dem ärgsten Knauser in der Welt zu thun hättest. Du sollst zehn Mahl zehn Zechinen täglich haben, und es kommt bloß auf Dich an, ob Du sie jeden Tag, jede Woche, oder jeden Monat bey meinem Schatzmeister abhohlen willst.

Kaum hatte ich mich von dem nachsichtsvollen Polizeymeister losgekauft, als ich eine Einladung von dem Vezier Abulfatah-Washy erhielt, mich zu ihm zu bemühen. Junger Mensch, sprach dieser würdige Minister, als er mich in sein Cabinet geführt hatte, ich höre mit Vergnügen, daß Du einen

Schatz gefunden hast. Aber indem ich Dir Glück dazu wünsche, muß ich Dich an einen kleinen Umstand erinnern, der Dir entgangen zu seyn scheint. Daß der fünfte Theil Deines Funds Gott gehört, mußt Du als ein guter Muselmann, und daß der König sein Stellvertreter ist, mußt Du als ein guter Unterthan wissen, und hoffentlich wirst Du also keinen Augenblick säumen, mich zu Deinem Schatz zu führen, damit ich im Nahmen des Königs die pflichtmäßige Theilung bewerkstelligen kann.

Herr! antwortete ich dem Vezier, daß ich der Besitzer eines Schatzes bin, will ich nicht läugnen. Aber zugleich schwöre ich Dir bey des Propheten und Deinem eigenen Bart, daß, und sollte ich mich auch im Mörser zerstampfen lassen, nie ein Sterblicher von mir den Ort erfahren wird, wo er verborgen liegt, und Du begreifst also leicht, daß von Deiner vorgeschlagenen Theilung schlechterdings keine Rede seyn kann. Aber wenn Dir täglich mit tausend Zechinen so viel gedient ist, als mir damit, daß Du von Deinem Verlangen abstehst, so hast Du weiter Nichts zu thun, als die Art und Weise zu bestimmen, auf welche Du das Geschenk in Empfang zu nehmen gesonnen bist.

Der Vezier fand meinen Vorschlag ungemein annehmlich, und des fünften Theils, der Gott, und

in Gottes Nahmen dem König gehören sollte, wurde mit keiner Sylbe mehr gedacht.

Aber der Vezier mußte, wie es schien, es doch zu bedenklich gefunden haben, dem König eine Sache zu verheimlichen, die ihm, Dank seys meiner Unvorsichtigkeit! unmöglich in die Länge ein Geheimniß bleiben konnte. Er entdeckte ihm also, was er von mir erfahren hatte, und die Folge dieser Entdeckung war ein Ruf an mich, vor dem Throne zu erscheinen.

Der König empfing mich mit einer Huld, die meine anfängliche Bestürzung in Zutrauen verwandelte. Junger Mann! redete er mich an, warum hast Du mir Deinen Schatz verheimlicht? Hältst Du mich für so ungerecht, daß ich fähig seyn könnte, Dir ihn zu rauben?

Mein gebiethender Herr! antwortete ich, möge Dein Leben so lange dauern, als die Jahrhunderte der Welt! Aber Du wirst mir eher das meinige unter allen möglichen Martern rauben, ehe ich Dir ein Geheimniß entdecke, welches zu offenbaren mir durch das feyerlichste Gelübde unmöglich gemacht ist, und wenn Du Dich also nicht mit zweytausend Zechinen begnügst, die ich Dir täglich zu bezahlen bereit bin, so muß ich erwarten, welches Schicksal Deine Gewalt über mich verhängt.

Der Vezier, welchen der König durch einen Wink um seinen Rath über mein Anerbiethen befragte, war der Meinung für ein tägliches Opfer von zweytausend Zechinen könne mir der kleine Eigensinn, meinen Schatz nicht entdecken zu wollen, um so leichter verziehen werden, da mein Kopf, wenn man mir ihn abschlage, die königliche Schatzkammer nicht um eine einzige Zechine reicher mache, und der König, welchem die Weisheit des Veziers sehr einleuchtete, erließ mir also nicht nur die Offenbarung meines Geheimnisses, sondern erfreute mich sogar noch durch verschiedene Gnadenbezeugungen.

Seit dieser Zeit bezahle ich an den König, den Vezier und den Polizeyaufseher jährlich mehr als eine Million und sechzig tausend Zechinen. Und jetzt, mit diesen Worten endigte der Erzähler seine Geschichte, wirst Du, mein bester Herr! hoffentlich über Nichts mehr, was Du in meinem Hause bemerktest, und am wenigsten über die Geschenke erstaunen, die Du von mir empfingst.

Abulkasem schwieg. Aber der Kalif fühlte eine Begierde, den Schatz zu sehen, die er schlechterdings nicht zu unterdrücken vermochte. Herr! sprach er zu Abulkasem, Du hast mir Dinge erzählt, die man der Glaubwürdigkeit selbst nicht, und kaum seinen

eigenen Augen glaubt. Urtheile also, wie schwer es mir fallen müßte, Dich nicht um ein Vertrauen zu bitten, das ich, wie ich Dir mit den heiligsten Schwüren betheure, auf keine Weise mißbrauchen werde.

Außerordentlich war die Bestürzung des guten Abulkasem, als er diesen Wunsch seines Gasts vernahm. Herr! sprach er endlich nach einer langen Pause, möchtest Du doch von einem Begehren abstehen, das ich nicht anders, als unter sehr schweren Bedingungen erfüllen kann!

Ich will nicht unbescheiden seyn, antwortete der Kalif. Aber wenn es bloß schwere Bedingungen sind, die der Erfüllung meines Wunsches im Wege stehen, so versichere ich Dich, daß das Schwerste mir nicht zu schwer ist, wenn ich nur der Qual einer Neugierde los werde, die leider einen Hauptzug meines Characters ausmacht.

Willst Du durchaus, versetzte Abulkasem, auf Deinem Verlangen beharren, so darfst Du bey Verlust Deines Lebens den Weg nicht sehen, der zu dem Schatz führt, und eben daher mußt Du es dulden, daß ich Dir nicht nur die Augen verbinde, sondern auch Dich völlig wehrlos mache, und Dich mit gezücktem Schwert begleite. Ich weiß wohl, fuhr Abulkasem fort, daß ich höchst unbesonnen

handle, wenn ich Deine Begierde nachgebe. Aber leider ist es mir unmöglich, einem meiner Gäste irgend eine Bitte zu versagen, und zugleich vertraue ich Deinen Schwüren, und noch mehr Deiner Redlichkeit.

Wohlan, sprach der Kalif, verbinde mir die Augen und entwaffne mich. Aber verschiebe die Befriedigung meiner Neugierde nicht länger. Ich sterbe vor Ungeduld einen Schatz zu sehen, für welchen man, nach der Erwartung, die Dein Aufwand von ihm erregt, nicht weniger als eine ganze Welt muß kaufen können.

Du mußt Dich gedulden, bis alle meine Hausgenossen schlafen, erwiederte Abulkasem. Bleibe also diese Nacht bey mir, und wenn es Zeit ist, will ich Dich auf dem Zimmer abhohlen, wohin ich Dich jetzt begleiten werde.

Mit diesen Worten rief Abulkasem seine Leute, und führte den Kalifen bey dem Schein von zwanzig Wachslichtern, oder vielmehr Fackeln, die auf hohen goldenen Leuchtern von reichgekleideten Sclaven vorgetragen wurden, in ein prächtiges Gemach.

Den Kalifen ließ seine Neugierde nicht einen Augenblick schlafen. Mit der größten Ungeduld erwartete er den Abulkasem, der sich auch wirklich kurz nach Mitternacht bey ihm einfand.

Herr! sprach er zum Kalifen, Du siehst mich bereit, Dir unter den bewußten Bedingungen meine Schätze zu zeigen. Und mich, antwortete der Kalif, siehst Du bereit, oder vielmehr ungeduldig, Dir zu folgen, und noch einmahl betheure ich Dir mit den heiligsten Schwüren, daß es Dich nicht gereuen soll, meinen Wunsch erfüllt zu haben.

Nachdem der Kalif mit Hülfe seines Wirths sich angekleidet hatte, schlang dieser ihm eine dichte Binde um die Augen. Herr! sprach er, beynahe möchte ich die Vorsicht, die ich brauche, unterlassen, weil Dein Aussehen und Dein ganzes Wesen mir eine sichere Bürgschaft für Dein Betragen, als alle meine Maßregeln zu leisten scheint. Ich glaube, antwortete der Kalif Deiner guten Meinung nicht unwürdig zu seyn. Aber Vorsicht ist eine Tugend, die man gar nicht übertreiben kann, und auf alle Fälle ist es auch für mich selbst besser, wenn ich gegen eine unzeitige Neugierde durch die Furcht vor ihren Folgen gesichert bin.

Abulkasem ließ jetzt seinen Gast auf einer verborgenen Treppe in einen Garten hinabsteigen, der wohl eine halbe Stunde im Umkreise haben mochte. Nach mehreren Umwegen durch verborgene Gänge gelangten sie zu einem tiefen und weiten unterirdischen Gewölbe, dessen Eingang mit einem Stein

verschlossen war. Ein langer, abhängiger, und durchaus finsterer Gang führte in einen großen Saal, in welchem mehrere Karfunkel, wie Herr Franz Horn selbst in der größten seiner Entzückungen, oder Verzuckungen, nimmermehr einen sehen wird, ein den Glanz der Sonne verdunkelndes Licht verbreiteten. In diesem Saale nahm Abulkasem dem Kalifen die Binde von den Augen, und überließ ihn seinem Erstaunen über die Wunder, die sich seinen Blicken darstellten.

Das erste, was die Aufmerksamkeit des Beschauers erregte, war in der Mitte des Saals ein Becken von weissem Marmor, dessen Umfang nicht weniger als funfzig, und dessen Tiefe dreyßig Fuß betrug. Dieses Becken, das, wäre es auch bloß mit Kupfermünzen angefüllt gewesen, schon einen reichen Schatz enthalten haben würde, war voll von ungewöhnlich großen Goldstücken, und zwölf Säulen von dem nähmlichen Metall mit Statüen von den kostbarsten Steinen standen rund um daßelbe herum.

Du siehst hier, sprach Abulkasem, indem er den Kalifen an den Rand des Beckens führte, eine Schatzkammer, die bereits große Eingriffe erlitten, und doch kaum um die Breite von zwey Fingern abgenommen hat. Glaubst Du, ich werde es mit allem Aufwand, wenn ich ihn auch noch zehn Mahl

höher treibe, als bisher, und drey Mahl länger lebe, als andere Sterbliche, es je dahin bringen, daß ich ihren Boden sehe?

Es ist nicht zu läugnen, antwortete der Kalif, diese Reichthümer sind unermesslich, aber ob sie zugleich auch unerschöpflich sind, möchte ich nicht zu behaupten wagen.

Ich bleibe dabey, versetzte Abulkasem, daß meine Verschwendung dem Reichthum, den dieses Becken enthält, nicht gewachsen ist. Aber laß es auch morgen leer werden, folge mir nur in den nächsten Saal, und dann urtheile, ob diese Erschöpfung mir nicht so gleichgültig seyn könnte, als wenn von einem Baum, in dessen Schatten ich mich gesetzt hätte, ein Blättchen gefallen wäre.

Mit diesen Worten führte Abulkasem den Kalifen in einen zweyten Saal, der noch prachtvoller geschmückt, und noch glänzender erleuchtet war, als der erste. Rings herum an den Wänden sah man Sophas von rothem Brokat, mit einem Überfluß von Perlen und Edelsteinen gestickt. In der Mitte des Saals befand sich abermahl ein marmornes Becken, das noch größer und tiefer, als das mit Goldstücken angefüllte war, und zugleich Nichts als Rubinen, Topasen, Smaragde, und alle Gattungen von Edelsteinen enthielt.

Der Kalif erschöpfte sich in Anrufungen des Erstaunens beym Anblick dieser neuen Schätze. Bin ich, sprach er, meiner bewußt? Oder ist es ein Traum, was ich zu sehen glaube? Oder bin ich gar bezaubert? O Freund Abulkasem! fuhr er fort, wie bewundere ich Dich, daß Du als der reichste aller Sterblichen nicht auch zugleich der geitzigste von allen bist! Ich würde mich wenigstens nicht wundern, wenn ein Besitzer dieser Schätze, eben weil ihrer so unsäglich viele sind, nicht das Herz hätte, sie anzurühren. Und welche Seelengröße verräthst Du also durch den edlen Gebrauch, den Du von ihnen machst!

Aber das Erstaunen des Kalifen hatte noch nicht seinen höchsten Grad erreicht. Sein Wirth führte ihn jetzt zu einem goldenen Ruhebett, auf welchem ein König und seine Gemahlinn mit diamantnen Kronen auf dem Haupte lagen. Zu den Füßen dieser Todten, die bloß zu schlafen schienen, und die, wie Abulkasem sagte, die ersten Besitzer des Schatzes gewesen waren, sah man eine Tafel von schwarzem Marmor, auf welcher mit goldenen Buchstaben folgende Inschrift zu lesen war.

Reichthümer aufzuhäufen,
war im Laufe meines langen Lebens
meine gröfste Sorge.

Königreiche, Städte und Schlöſſer
wurden von mir erobert und
beraubt.
Nur Ein Monarch ſpottete
meiner Macht,
Der Unerbittliche nähmlich,
durch deſſen Gewalt ich hier
niedergeſtreckt liege.
Wer mich als einen vom Tode
Beſiegten erblickt,
bedenke, daſs ich lebte, wie er,
und daſs er ſterben wird,
wie ich.
Er freue ſich des Schatzes, den
er hier findet,
Aber er hüthe ſich, ſein Sclave
zu werden,
Und nie vergeſſe er, daſs wenn
auch ſeine Reichthümer
unerſchöpflich ſind,
doch ſein Leben ein Ende
nimmt.

Nicht ohne Rührung las der Kalif dieſe Schrift, und lobte den Abulkaſem aufs Neue, daß er mit den Schätzen des unbekannten Sammlers auch ſeine Lehren ſich zu eigen gemacht habe.

Ein dritter Saal, in welchen der Kalif jetzt von seinem Wirth geführt wurde, prangte mit einem Überfluß ausgezeichneter Kunstwerke und Seltenheiten, unter welchen sich auch nahmentlich Bäume von der Art desjenigen befanden, mit welchem Abulkasem dem Kalifen ein Geschenk gemacht hatte.

Noch hatte der Kalif nicht die Hälfte der an diesem Ort aufgehäuften Schätze in Augenschein genommen, als Abulkasem ihn erinnerte, daß es Zeit sey, sich wegzubegeben, um nicht beym Anbruch des Tags von seinen Hausgenossen bemerkt zu werden, und er mußte also wieder mit fest verbundenen Augen, und in der Erwartung, daß sein Wirth, der ihn mit gezucktem Säbel begleitete, ihm bey dem geringsten Versuch, seine Binde zu lösen, den Kopf spalten würde, den Rückweg antreten. Im Schlafzimmer des Kalifen fanden sie die Wachslichter noch brennen, und Wirth und Gast widmeten den Rest der Nacht einem freundlichen Gespräch.

Deine Reichthümer, fing der Kalif an, und besonders das Mädchen, mit dem Du mich beschenktest, lassen mich nicht zweifeln, daß Du die schönsten Frauen des Morgenlands in Deinem Hause vereinigt hast.

Es ist wahr, Herr! antwortete Abulkasem, daß auch die Schönheit meiner Sclavinnen der übrigen

Pracht in meinem Hause entspricht. Aber die Einzige, die ich geliebt habe, und die ich lieben konnte, ist nicht mehr. Oder vielmehr, sie ist nur todt für die Welt, und lebt noch in diesem Herzen, das ihr ewig gehört. O wie gern mißte ich alle meine Reichthümer, wenn ich Dich, unglückliche Dardane! mit ihnen erkaufen könnte, und wie wenig Freude gewähren sie mir, da ich sie nicht mit Dir theilen kann!

Der Kalif, indem er der Beständigkeit des jungen schwärmenden Liebhabers Gerechtigkeit widerfahren ließ, gab ihm nichts destoweniger zugleich zu verstehen, daß nur ein Thor einer Leidenschaft nachhänge, deren Befriedigung eine Unmöglichkeit sey.

Mit Anbruch des Tags beurlaubte sich der Kalif von seinem Wirth. Beym Abschied, der von beyden Seiten recht herzlich war, unterließ er nicht, ihm für seine gütige Aufnahme, für die ihm gegebenen Geschenke, und vorzüglich für die Befriedigung seiner Neugierde aufs freundlichste zu danken, und am folgenden Tage trat er seine Rückreise nach Bagdad an.

Kaum hatte der Kalif Basra verlassen, als der Vezier Abulfatah von den kostbaren Geschenken erzählen hörte, die Abulkasem beynahe täglich an die ihn besuchenden Fremden austheilte, und diese Neuig-

keit reitzte seine Habsucht um so heftiger, je mehr er längst über die Pünctlichkeit erstaunt war, mit welcher Abulkasem sowohl ihm, als dem König und dem Polizeymeister die ihnen zugesagten Summen auszahlen ließ. Zu wissen, wo die Quelle dieses ungeheuren Aufwands zu finden sey, war jetzt sein einziger Wunsch, und der Entschluß der Befriedigung seiner Neugierde, und seines Geitzes selbst seine achtzehnjährige Tochter aufzuopfern, kostete ihn nicht die geringste Überwindung.

Diese Tochter, die Balkis hieß, und längst an den Prinzen Aly, einen Neffen des Königs von Basra, verlobt war, übrigens aber sich eben so sehr durch die Eigenschaften ihres Geists und ihres Herzens, als durch ihre Schönheit auszeichnete, ließ er in sein Cabinet rufen, um ihr seinen Willen zu verkündigen.

Meine Tochter! redete er sie an, ich bedarf Deines Beystands. Du mußt Dich diese Nacht in Deinem schönsten Schmuck zu dem Abulkasem begeben, um den Triumph Deiner Reitze zu feyern, indem Du ihn beredest, Dir den Ort zu zeigen, wo er seinen ungeheuren Schatz, von welchem die ganze Welt spricht, verborgen hat.

Die züchtige Schöne glühte vor Scham und Unwillen, als sie eine so entehrende Zumuthung aus dem Munde des Mannes vernahm, dem sie leider

nach ihrer Meinung unbedingt zu gehorchen schuldig war.

Herr! sprach sie, durch welche Sünde hat es Deine Tochter verschuldet, daß Du einen Schritt von ihr verlangst, der sie mit Schmach bedecken würde? Und wie willst Du bey dem Prinzen Aly, meinem Bräutigam, das Unrecht verantworten, das Du ihm zu erzeigen im Begriff bist?

Diese Betrachtungen, erwiederte der Vezier habe ich längst angestellt. Aber was sind sie gegen den wichtigen Zweck, den ich durch Deine Hülfe zu erreichen hoffe? Ich will also, daß Du mir, und zwar auf der Stelle, eine Probe Deines Gehorsams gibst.

Die schöne Balkis zerfloß in Thränen. Mein Vater, rief sie, bedenke doch um Gotteswillen, daß ich Dir nicht gehorchen kann, ohne Dich selbst zu entehren! Du bist ein Diener der Gerechtigkeit. Wie kannst Du einem andern sein Eigenthum rauben wollen? Laß dem Abulkasem seine Schätze, von welchen Du nicht weißt, ob sie ihm Gott zur Belohnung, oder zur Strafe gegeben hat.

Schweig Unverschämte! rief der Vezier höchst entrüstet. Darfst Du Dir erlauben, meine Absichten zu tadeln? Keinen Augenblick zögere mehr, meine Befehle zu vollziehen, und kommst Du zurück, ohne

den Schatz des Abulkasem gesehen zu haben, so siehst Du hier einen Dolch, mit welchem ich Dir das Herz durchbohren werde.

Nicht aus Furcht vor dem Dolch, sondern aus kindlichem Gehorsam widersetzte sich das edle Mädchen nicht länger dem Willen des unedlen Vaters. Schluchzend und händeringend kehrte sie in ihr Zimmer zurück, und schmückte sich mit ihren reichsten Kleidern und ihren kostbarsten Juwelen, ob sie gleich sorgfältig vermied, ihre natürliche Schönheit, an welcher es schon allein genug war, um Jeden zu bezaubern, noch durch künstliche Mittel zu erhöhen. Ihre Furcht, sie möchte den Augen des Abulkasem zu sehr gefallen, war eben so groß, als die entgegengesetzte, wenn sie sich für den Prinzen Aly schmückte.

Mit dem Einbruch der Nacht führte der Vezier selbst seine Tochter heimlich aus seinem Pallast, und begleitete sie bis vor Abulkasems Thür. Spiele Deine Rolle gut, sprach er, als er sie verließ, und vergiß nicht, daß Du es mit dem Leben büßen mußt, wenn Du ohne Deinen Zweck erreicht zu haben, zurückkommst.

Die schöne Balkis wurde im Augenblick, wo sie an Abulkasems Thür geklopft hatte, von einem Sclaven in das Zimmer seines Herrn geführt, der

auf einem Sopha lag, und dem Gedanken an seine geliebte Dardane nachhing.

Sobald er die Eintretende erblickte, erhob er sich von seinem Sitz, um sie zu empfangen. Er verbeugte sich aufs ehrerbiethigste vor ihr, und nachdem sie auf sein Bitten den Ehrenplatz des Sophas eingenommen hatte, erkundigte er sich nach der Ursache ihres Besuchs.

Abulkasem! fing sie an, vergib einem Mädchen die Neugierde, einen Mann kennen zu lernen, der in ganz Basra im Rufe steht, daß er es an Artigkeit, und überhaupt in allen Annehmlichkeiten des Umgangs Jedem seines Geschlechts zuvorthut. Ich lade mich hiemit selbst bey Dir zu einem Schmause ein, und bin gewiß, Du wirst mir keine Ursache geben, der guten Meinung der Leute von Dir zu widersprechen. Mit diesen Worten nahm sie ihren Schleyer ab, und enthüllte eine Schönheit, die selbst den Liebhaber der reitzenden Dardane wenigstens im Augenblick zu einer Untreue zu verleiten drohte. Meine Königinn! sprach er stammelnd, wenn der gute Ruf, in welchem ich, wie Du sagst, stehe, mich, weil ich ihn nicht verdiene, mehr beschämt, als erfreut, so muß er mir doch jetzt unschätzbar seyn, da er mir die Wonne Deines Anblicks verschafft. Mein Glück ist so groß, daß ich ordentlich vor ihm erschrecke.

Die Zeit bis zum Abendessen verschwand unter den angenehmsten Gesprächen zwischen dem entzückten Abulkasem und der schönen Balkis. Nachdem er die Dame in den prachtvollen Speisesaal geführt hatte, hieß er alle Bedienten, die zur Aufwartung bereit standen, hinausgehen, um das Frauenzimmer ihren Blicken nicht Preis zu geben. Er übernahm selbst das Amt ihres Pagen, und gab sich alle Mühe, ihm Ehre zu machen. Es versteht sich, daß er ihr von Allem das Beste vorlegte, und zugleich schenkte er ihr in einem goldenen, mit Smaragden und Rubinen besetzten Becher Wein ein, der eines noch köstlichern Gefässes werth gewesen wäre. Er selbst ermangelte nicht, ihr Bescheid zu thun, ob er sich gleich weniger aus seinem Becher, als durch ihren Anblick berauschte. Je mehr er sie ansah, desto reitzender kam sie ihm vor, und er konnte gar nicht satt werden, sie anzusehen. Sie erwiederte die Artigkeiten, die er ihr sagte, durch die geistvollsten Antworten, und war es daher ein Wunder, daß er sich beredete, nicht ihre Schönheit, sondern ihr Verstand sey es, der ihn bezaubert habe? Am Ende der Mahlzeit fühlte er sich unfähig, länger zu verbergen, was in seinem Herzen vorging. Er warf sich der Unwiderstehlichen zu Füßen, und erklärte ihr seine Liebe mit einer Heftigkeit, die ihm ganz ungewohn-

lich war. Meine Königinn! sprach er, indem er eine ihrer Hände ergriff, sieh an mir den Beweis, wie unwiderstehlich die Gewalt Deiner Reitze ist. Nie wird das Feuer, das Deine Augen in mir anzündeten, erlöschen. O laß mich ewig Dir angehören, und sey die Sonne, die mein ach! so dunkles Leben erleuchtet!

Diese Worte versiegelte der junge Liebhaber durch unzählige Küsse auf die Hand der Angebeteten. Aber ach! die schöne Balkis hörte seine zärtlichen Reden mit Schrecken, und wurde über seine Liebeserklärung beynahe zur Leiche. Abulkasem sah Ströme von Thränen aus ihren schönen Augen fließen, und rief voll Bestürzung: Was fehlt Dir, meine Sultaninn? Welche plötzliche Veränderung! O sprich, bin ich die Ursache dieser Thränen, die ich ohne die innigste Bewegung nicht fließen sehen kann? Was habe ich gethan, oder gesagt, das Dich beleidigte?

Herr! antwortete die Schöne, es ist Zeit, daß ich eine Verstellung ablege, zu der ich mich nie hätte verstehen sollen, und an die ich, so lange ich lebe, mit Scham und Reue denken werde. Vernimm also, mein guter Abulkasem! daß der Zweck meines Besuchs bey Dir kein anderer war, als Dich zu betriegen. Ich bin ein Frauenzimmer von Stande,

und mein Vater will sich meiner bedienen, um den Ort zu erfahren, wo der Schatz, den Du, wie er sagt, besitzest, verborgen liegt. Auf seinen Befehl bin ich hier, um alle möglichen Mittel zu versuchen, damit Du mir Dein Geheimniß offenbarst, und mein Abscheu vor dem niedrigen Verrath, den ich ihm nicht verhehlte, machte keinen andern Eindruck auf ihn, als daß er mir das Leben zu nehmen schwor, wenn ich ohne Deinen Schatz gesehen zu haben, zurückkehren würde. Denke Dir selbst, welchen Eindruck ein väterlicher Befehl dieser Art auf eine Tochter, deren größter Stolz ihre Unschuld ist, und vollends auf die Braut eines von ihr aufs zärtlichste geliebten Mannes machen mußte, und Du wirst mich nicht tadeln, wenn ich Dir sage, daß ich noch lieber in den Tod, als in Dein Haus gegangen wäre.

Voll Erstaunen hörte Abulkasem die schöne Tochter des Abulfatah ihre Geschichte erzählen. Ich bin, sprach er endlich, aufs höchste gerührt, über den Kummer, den Du meinetwegen erlitten hast, und je geehrter ich mich durch Dein Zutrauen fühle, desto entschiedener ist meine Pflicht, Dir zu zeigen, daß Du Dich in der Meinung von mir nicht geirrt hast. Du sollst meinen Schatz sehen, und so schwer es auch ist, den Eindrücken einer Schönheit, wie die

Deinige, Widerstand zu leisten, so sey nichtsdestoweniger Ehrfurcht von nun an die einzige Empfindung, die sich für Dich in meinem Herzen regen darf. Trockne also, allzureitzende Balkis! Deine Thränen, und glaube, daß Du in meinem Hause so sicher bist, als wenn Engel Dich bewachten.

O was soll ich sagen? rief die Schöne. Ich sehe, daß der Ruf Dich mit Recht für den großmüthigsten aller Menschen erklärt, und in die Bewunderung Deines Edelmuths mischt sich nur der Kummer, daß ich ihn Dir nie vergelten kann.

Abulkasem bath jetzt die Dame, ihm in ein anderes Zimmer zu folgen, um dort so lange zu verweilen, bis er ohne Furcht, von seinem Hausgesinde beobachtet zu werden, sie zu dem Schatz führen könne.

Auch die schöne Vezierstochter mußte sich, um den Schatz zu sehen, gleich dem Kalifen, den Bedingungen des Augenverbindens, und der Begleitung mit gezücktem Schwert unterwerfen. Aber sie folgte ihrem Führer ohne Angst, und ihre Augen, die eine Zeit lang das Licht entbehrt hatten, wurden dafür durch den Anblick der Schätze des Abulkasem aufs reichlichste entschädigt. Man denke sich ein Mädchen mitten in einem mit lauter Edelsteinen, und was noch mehr ist, mit Schnüren der schönsten und grö-

ten Perlen angefüllten Gewölbe, und wage es, ihr Entzücken zu schildern. Aber was hilft der Anblick, ohne den Besitz? Und konnte daher Abulkasem anders, als daß er der reitzenden Balkis alle Taschen mit Edelsteinen füllte, und ihr ein Dutzend Schnüre feiner schönsten Perlen um einen Hals schlang, der, wie er sehr verbindlich sagte, wenn Perlen stolz seyn könnten, ihren Stolz in Demuth verwandeln würde?

Wer scheidet gern von einem Schatz, wenn es ihm auch nur vergönnt ist, die Augen an ihm zu weiden? und wer wundert sich also zu hören, daß wenig fehlte, die Braut des Prinzen Aly hätte über den Perlen und den Edelsteinen des Gewölbes die Perle und den Edelstein ihres Herzens, Prinz Aly genannt, vergessen, und daß sie, als Abulkasem sie erinnerte, daß es Zeit sey, sich wegzubegeben, ihm nur zögernd folgte?

Der Vezier, den die Erwartung der Wunder, die er zu erfahren hoffte, die ganze Nacht nicht schlafen ließ, gerieth, als er seine mit dem kostbaren Halsbande geschmückte Tochter zurückkommen sah, vor Freuden außer sich, und beym Anblick der Edelsteine, mit welchem Abulkasem sie beschenkt hatte, hielt er es vollends für ausgemacht, daß sein ganzer Plan gelungen sey.

Nun, meine Tochter! sprach er, hast Du den

Schatz gesehen? Allerdings, Herr! antwortete sie. Ich habe Reichthümer zusammen gehäuft gesehen, gegen welche die Schätze aller Könige des Erdbodens als die Habe eines Bettlers erscheinen. Aber ich sah zugleich etwas, was in meinen Augen einen unendlich größern Werth hat, als alle Kostbarkeiten, nach welchen so viele unheilige Hände ausgestreckt werden, ich sah einen Mann, dem kein anderer Sterblicher den Nahmen des Großmüthigsten streitig zu machen vermag. Zugleich erzählte sie ihrem Vater die edle Art, mit welcher Abulkasem sie behandelt hatte. Aber dieser Habsüchtige vernahm mit Unwillen ein Betragen, das die höchste Bewunderung verdiente. Gern hätte er mit der Ehre seiner Tochter das Geheimniß erkauft, an welchem ihm mehr gelegen war, als an der Tugend aller Mädchen des ganzen Erdbodens.

Während dieser Ereignisse befand sich der Kalif auf der Rückreise nach Bagdad. Sein erstes Geschäft nach seiner Ankunft war zugleich auch das dringendste. Er übte Gerechtigkeit an dem Großvezier, indem er den Schuldlosen aus seiner Gefangenschaft entließ. Giafar, sprach er zu ihm, nachdem er ihm seine Reise so umständlich erzählt hatte, als ob sie in dem für die Langeweile der Leser gewissenhaft sorgenden Morgenblatt abgedruckt werden sollte, habe ich je-

mahls Deines Raths bedurft, so ist es jetzt, nachdem ich den Abulkasem besucht habe. Ich muß mich dankbar gegen einen Mann beweisen, der mich mit Güte und mit Kostbarkeiten überhäuft hat. Aber ist es nicht zum Verzweifeln, daß ein Mensch mich zu seinem Schuldner macht, der Reichthümer genug besitzt, um aller Welt Schulden zu bezahlen? Hieße es nicht Wasser ins Meer tragen, wenn ich ihm alles Gold meines Schatzes und alle meine Edelsteine schickte, die in seinen zwey ungeheuren Marmorbecken nicht einmahl einen leeren Platz fänden? Und doch soll und muß meine Großmuth die seinige übertreffen. Gib mir also einmahl einen tüchtigen Rath in einer Sache, die, weil es auf einen Wettstreit in meiner Lieblingstugend ankommt, mir mehr am Herzen liegt, als wenn ich Millionen Menschen opfern sollte, um ein Reich zu erobern, das noch einmahl so groß wäre, als das meinige.

Monarch der Welt! antwortete der Großvezier, hast Du vergessen, daß es Güter gibt, nach welchen es das Menschenherz noch mehr gelüstet, als nach Reichthümern, nähmlich Gewalt und Ehre? Willst Du also dem Abulkasem seine Geschenke auf eine Deiner und seiner würdige Art vergelten, so sprich ein Wort, das ihn auf den Königsthron von Basra erhebt. Ein Eilbothe bringe dem jetzigen König die

Kunde von seiner Entthronung, und in wenigen Tagen laß mich selbst nach Basra abgehen, um seinen Nachfolger in seine neue Würde einsetzen.

Dein Vorschlag, sprach der Kalif, befreyt mich von einer lästigen Sorge. Du hast Recht. Nur mit einer Königskrone kann sich Harun Alraschid, der Beherrscher der Gläubigen, bey einem Manne, wie Abulkasem bedanken. Erfordert es doch ohnehin meine Pflicht, den jetzigen König und seinen Vezier für ihr doppeltes Vergehen, daß sie mir keine Nachricht von den räthselhaften Schätzen des Abulkasem ertheilten, und sich zugleich durch die Summen, die der großmüthige Besitzer ihnen bezahlen mußte, einer Gewaltthätigkeit gegen ihn schuldig machten, zu bestrafen.

Der Kalif schickte, diesem Entschlusse gemäß, auf der Stelle an den König von Basra einen Brief, für welchen der ihn überbringende Eilbothe auf keine sonderliche Belohnung zu rechnen Ursache hatte.

Nach diesem Geschäft besuchte der Kalif seine Gemahlinn Zobeide, um auch ihr Bericht von seiner Reise zu erstatten. Von den mitgebrachten Geschenken gab er ihr den Baum mit dem Pfauen und die schöne Sclavinn; Bediente, Pferde, Maulesel, Kamehle, Teppiche und Zelte erhielt der Großvezier, und für sich behielt er bloß den sich von selbst fül-

lenden Becher, den er auch in der That nicht weggeben konnte, ohne von jedem ehrlichen Weintrinker ein Thor aller Thoren gescholten zu werden. Als er das schöne Mädchen mit ihrer Laute seiner Gemahlinn vorstellte, war diese schalkhaft genug, ihm lächelnd zu sagen: Das angenehmste Geschenk, das einer Frau von ihrem Gemahl gemacht werden könne, sey ohne Zweifel — ein schönes Mädchen.

Der Eilbothe des Kalifen kam wohlbehalten in Basra an, und verfehlte nicht, seine Papiere in die Hände des Königs zu übergeben. Dieser las sie, und konnte sich nicht besinnen, jemahls einen Brief empfangen zu haben, dessen Inhalt ihm so wenig Freude gemacht hätte, als das Handschreiben des Kalifen. Er gab es seinem Vezier zu lesen, ob dieser vielleicht minder niederschlagende Zumuthungen darin finde, und wirklich verstand der treue Diener die Kunst, seinen Herrn wegen des ihm drohenden Unglücks zu beruhigen, vollkommen: Sey getrost, Herr! sprach er. Zwar ist es richtig, es steht hier mit deutlichen Worten geschrieben, daß nicht Du, sondern Abulkasem künftig König von Basra seyn soll. Aber wie soll er ein Königreich beherrschen, wenn ich ihn zwar nicht umbringe, aber doch in einen Zustand versetze, daß er mit jedem Todten um den Rang streiten kann? Aber nicht genug, daß Du

durch meine Hülfe Deinen Thron behältst, Du sollst auch noch Herr der Schätze des Abulkasem werden. Oder gibt es etwa keine Henker, und keine Werkzeuge, um die Widerspenstigen, die nicht freywillig sagen wollen, was man von ihnen wissen will, zu aller möglichen Offenherzigkeit zu zwingen?

Ich finde, antwortete der König, Deinen Rath vortrefflich, was den Abulkasem betrifft. Aber wie schaffen wir uns den Kalifen mit seinen beschwerlichen Fragen und Untersuchungen vom Hals. Der Kalif, sprach der Vezier, soll uns keine Unruhe machen, so lange ich noch einen Kopf zum Ränke schmieden, und eine Zunge zum Lügen habe.

Gleich am folgenden Tage begab sich der Nichtswürdige in Begleitung einiger Hofleute, die von seinem Anschlage Nichts wußten, nach der Wohnung des Abulkasem, der ihn mit seiner gewöhnlichen Leutseligkeit empfing, und seine Gäste mit seiner gewöhnlichen Pracht bewirthete. Während der Mahlzeit gelang es dem Verräther Abulfatah, in Abulkasems Becher ein Pulver zu schütten, welches die Kraft hatte, die Lebendigen auf der Stelle in Scheintodte zu verwandeln, und diese Wirkung auch jetzt nicht verläugnete. Kaum hatte Abulkasem den Becher mit seinen Lippen berührt, als er ohnmächtig zurücksank. Seine Bedienten eilten ihm zu Hülfe. Allein da sie

kein Lebenszeichen mehr an ihm bemerkten, so legten sie ihn auf den Sopha, und brachen in ein Jammergeschrey aus. Die Gäste fuhren erschrocken von ihren Sitzen auf, und keiner war unter ihnen, der nicht die höchste Bestürzung zeigte. Den größten Schmerz aber wußte der Betrieger Abulfatah zu heucheln. Er zerriß seine Kleider, und gab den Anwesenden ein Beyspiel der trostlosesten Verzweiflung. Zuletzt befahl er, einen Sarg von Elfenbein und Ebenholz zu verfertigen, und während der Anstalten zum Leichenbegängnisse des vermeinten Todten, bemächtigte er sich aller Habseligkeiten desselben unter dem Vorwand, daß sie nach dem königlichen Pallast in Verwahrung gebracht werden müßten.

Schnell hatte sich die Nachricht von Abulkasems Tod in der Stadt verbreitet, und eben so schnell hatten alle Einwohner beyderley Geschlechts Trauerkleider angelegt. Eine große Volksmenge versammelte sich, Haupt und Füße entblößt, vor der Thür seines Pallasts. Kein Auge blieb trocken, und als ob Dieser den Sohn, Jener den Bruder, oder die Frau den Mann verloren hätte, war es nur Ein Ton der Klage und des Jammers, der die ganze Stadt erfüllte. Sieche und Arme beweinten ihn in gleichem Grad. Fanden diese in ihrer Noth stets einen Wohlthäter an ihm, so hatten jene einen Freund verloren, dessen

Unterhaltung die angenehmste und lehrreichste, und dessen Treue die geprüfteste war.

Indessen legte man den so sehr und so allgemein betrauerten Todten auf die Anordnung des Abulfatah in den Sarg, und seine Leute trugen ihn vor die Stadt hinaus auf einen großen Todtenacker. Man setzte den Sarg in dem prächtigen Familienbegräbniß des Veziers bey, und dieser Bösewicht wußte auch bey dieser Handlung so viel Betrübniß zu heucheln, daß alle umstehende Leichenbegleiter den Himmel um Trost für ihn bathen.

Als mit einbrechender Nacht das Volk in die Stadt zurückgekehrt war, stieg der Vezier, der mit zwey seiner vertrauten Sclaven allein auf dem Todtenacker geblieben war, mit diesen in die Gruft hinab. Die Sclaven, nachdem sie ein Feuer angezündet, und Wasser in einem silbernen Becken heiß gemacht hatten, nahmen den Abulkasem aus dem Sarg, und hörten nicht auf die Leiche zu waschen, bis der Scheintodte wieder Zeichen des Lebens von sich gab. Er schlug die Augen auf, und sprach, als der Vezier der erste Gegenstand war, den er erblickte, voll Erstaunen: Herr, wo bin ich, und was hat sich mit mir zugetragen? Elender! rief ihm Abulfatah zu, lerne den Mann in mir kennen, der Dich hieher bringen ließ, um Dir mit tausend Martern das Ge-

heimniß zu entreißen, wo Dein Schatz verborgen liegt. Ich bin in Deiner Gewalt, antwortete Abulkasem. Du kannst Deine Drohung erfüllen, wenn Du grausam genug dazu bist. Aber nimmermehr hoffe, daß ich Dir meinen Schatz entdecken werde.

Du willst also durchaus ein Opfer Deiner Hartnäckigkeit werden, sprach der Vezier. Mit diesen Worten zog der Unmensch unter seinem Kleide eine aus einer Löwenhaut geflochtene Geißel hervor, und hörte nicht auf, den Unglücklichen, den die beyden Sclaven halten mußten, mit diesem Henkerswerkzeug auf eine so grausame Art zu mißhandeln, daß er bewußtlos vor ihm niedersank. In diesem Zustande ließ er ihn wieder in den Sarg legen, und begab sich mit den Gehülfen seiner Unthat nach Hause.

Am folgenden Tag ermangelte der Wütherich nicht, dem König von seinem Bubenstück Bericht zu erstatten. Herr, sprach er, ich habe die Standhaftigkeit des Abulkasem auf eine Probe gestellt, der er, wenn er sie gleich Ein Mahl aushielt, doch zuverläßig zum zweyten Mahl unterliegen wird.

Der König war außerordentlich zufrieden mit der Unmenschlichkeit seines Veziers, und betrachtete sich schon im Geist als den Herrn des Schatzes. Aber, sprach er, wir dürfen den Eilbothen des Kalifen nicht länger aufhalten, und die Frage ist also: Was schrei-

den wir ihm? Die Wahrheit, antwortete Abulfatáh, nähmlich daß er todt ist, weil ich hoffe, er wird nicht mehr unter den Lebendigen seyn, wenn der Bothe in Bagdad eintrifft. Und da Nichts wahrscheinlicher ist, als daß ein Mensch vor Freude stirbt, wenn man ihn mit der Nachricht überrascht, es sey ihm eine Königskrone zugefallen: so kannst Du, ohne Furcht, Verdacht zu erregen, diese Ursache seines Todes dem Kalifen melden, und etwa noch hinzusetzen, er habe sich bey dem Gastmahl, mit welchem er seine Erhebung feyerte, eine Unmäßigkeit zu Schulden kommen lassen.

Als es Nacht wurde, begab sich der Vezier zum zweyten Mahl auf den Todtenacker, um sein schändliches Werk zu vollenden. Aber hier erwartete ihn ein Schrecken, der einem Bösewicht seiner Art nur zu wohl zu gönnen war. Er hatte in der vorigen Nacht bey seinem Weggehen die Thür der Gruft aufs sorgfältigste verschlossen, und jetzt — fand er sie offen. Außer sich stürzte er hinein, und als er den Abulkasem nicht mehr in dem Sarg fand, so wünschte er, so groß war im ersten Augenblick die Verzweiflung des Verräthers, seine Stelle, und zwar nicht als ein Ohnmächtiger, sondern als ein Todter, der nie wieder das Licht sieht, einnehmen zu können. Nicht geringer als der seinige war der Schrecken des Königs, dem er im Augenblick die Hiobspost überbrachte. O

Himmel, rief dieser aus, gibt es in der Welt einen König, der so viele Ursache zur Verzweiflung hat, als ich? Mache Dich nur gefaßt, Abulfatah! Du hast alle mögliche Hoffnung, gleich mir vom Zorn des Kalifen zerschmettert zu werden. Wohin meinst Du, daß Abulkasem seinen Weg genommen hat, als er aus der Gruft entwischte? Kannst Du zweifeln, daß er sich auf der Reise nach Bagdad befindet, und bey seiner Ankunft mich und Dich der Gnade des Gewaltigen, dessen Vasall ich leider bin, aufs Best- empfehlen wird?

Der Vezier fand in dieser Rede des Königs um so weniger Trost, je mehr er ihre Wahrheit fühlte. Der verwünschte Schatz! rief er. Dieser allein hielt mich ab, daß ich den Elenden nicht in die Welt schickte, aus welcher keine Straße nach Bagdad führt. Aber sollte der Mensch auf seiner Flucht nicht noch einzuhohlen seyn? Ich will ihn mit Hülfe Deiner Leibwache in ganz Basra aufsuchen, und zugleich Häscher auf alle Landstraßen ausschicken, um seiner habhaft zu werden.

Während im ganzen Reich von Basra weder Dorf, Berg, Wald noch Thal undurchsucht blieb, um den flüchtigen Abulkasem in die Gewalt seines Feinds zurückzubringen, traf der Großvezier Giafar auf seiner Reise nach Basra mit dem zurückkehrenden

Eilbothen des Kalifen zusammen. Herr! sprach dieser zu ihm, gehst Du bloß des Abulkasems wegen nach Basra, so magst Du immer wieder umkehren. Der gute Mann ist nicht mehr unter den Lebendigen anzutreffen, und ich selbst war mit ganz Basra ein trauriger Zeuge bey dem Leichenbegängnisse eines Mannes, von welchem seine Mitbürger behaupten, jeder Rechtschaffene habe einen Freund, und jeder Arme einen Wohlthäter an ihm verloren. Der Großvezier wurde von der unerwarteten Nachricht bis zu Thränen gerührt, und kehrte, da er den Zweck seiner Reise vereitelt sah, auf der Stelle nach Bagdad zurück.

Was bedeutet, rief der Kalif, als der Großvezier mit dem Eilbothen in sein Zimmer trat, was bedeutet Deine frühe Zurückkunft? Ich lese eine unglückliche Nachricht in Deinem Gesicht.

Beherrscher der Gläubigen! antwortete Giafar, leider muß ich der Überbringer einer Neuigkeit seyn, die Dich eben so sehr betrüben wird, als sie Dir unerwartet ist. Der arme Abulkasem ist nicht mehr. Dieser Mann hier sah, wie man ihn zu Grabe getragen hat.

Groß und würdig des edlen Verstorbenen war der Schmerz des Kalifen bey der Nachricht von seinem vermeinten Tode. Er behielt kaum so viel Fassung,

um dem Bothen seine Papiere abzunehmen. Kaum hatte er aber diese mit Aufmerksamkeit gelesen, als er sich mit dem Großvezier in sein Cabinet verschloß. Giafar, sprach er, indem er ihm den Brief des Königs von Basra zustellte, weißt Du, was ich denke? Der gute Abulkasem ist nicht gestorben, sondern ermordet. Dieser König und sein Vezier sind mir längst verdächtig, und ich fürchte, den Abulkasem kostete mein wohlgemeinter Entschluß, ihm die Königskrone von Basra aufs Haupt zu setzen, das Leben. Auf alle Fälle kann ich mich bey der bloßen Nachricht von seinem plötzlichen Absterben, die mir der König gibt, nicht beruhigen, und ich will also, daß Du mit hinlänglicher Bedeckung nach Basra eilst, um den König und seinen Vezier zur weitern Untersuchung wohlverwahrt in meine Residenz zu bringen.

Abulkasem, um wieder auf ihn zurückzukommen, begann eben aus seiner langen Ohnmacht zu erwachen, als er fühlte, daß man ihn mit starken Armen aus der Gruft hob, und auf die Erde legte. In der Meinung, der Vezier und seine Sclaven wären gekommen, um ihre Mißhandlungen fortzusetzen, redete er die Leute an. Unmenschen! sprach er, seyd Ihr nicht völlige Teufel, so gebt mir den Tod, statt mich ohne Nutzen für Euch zu martern! Nimmermehr, ich schwöre es Euch, wären auch noch zehn Mahl

grausamere Henker als Ihr möglich, sollten selbst diese mir mein Geheimniß entreißen.

Sey getrost, Abulkasem! antwortete ihm eine der anwesenden Personen. Wir sind nicht gekommen, um Dir ein Leid zuzufügen, sondern um Dich aus der Hand Deiner Henker zu erretten.

Bey diesen Worten schlug Abulkasem die Augen auf, und erkannte unter seinen Befreyern die schöne Tochter des Abulfatah. Ach! rief er, liebenswürdige Balkis, bist Du es, die mir das Leben rettet? Ja Herr! antwortete die Schöne, mich siehst Du hier und meinen Verlobten, den Prinzen Aly. Wir beyde sind hier, um Dich zu retten. Und ich, fiel der Prinz ein, wollte lieber tausend Mahl mein eigenes Leben wagen, als daß ich den großmüthigen Mann umkommen ließe, dem ich so vielen Dank schuldig bin.

Sobald Abulkasem mit Hülfe einer stärkenden Arzney sich wieder ein wenig erhohlt hatte, unterließ er nicht, seine Befreyer zu versichern, wie hoch er sich ihnen verpflichtet fühle, und bath sie zugleich, ihm zu sagen, wie sie erfahren hätten, daß er noch lebe. Leider, antwortete die schöne Balkis, ließ der Character meines Vaters mich das stärkste Mißtrauen in das Gerücht von Deinem Tode setzen. Ich legte mich also auf Kundschaft, und war so glücklich, einen Sclaven zu gewinnen, der mir die Wahrheit sagte. Die-

ser Sclave ist einer von den beyden, die zuletzt mit dem Vezier hier waren, und von ihm habe ich den Schlüssel zu der Gruft, der ihm in Verwahrung gegeben war, erhalten. Ich säumte nicht, das Geheimniß dem Prinzen Aly mitzutheilen, der in Begleitung einiger seiner treuesten Bedienten zu Deiner Befreyung hieher eilte, und jetzt mit mir dem Himmel dankt, daß unsere Hülfe nicht zu spät kam.

Ists möglich, rief Abulkasem, daß der grausamste Vater die edelmüthigste Tochter haben kann! Wir dürfen keine Zeit verlieren, unterbrach ihn Prinz Aly. Ohne Zweifel wird der Vezier Dich mit der größten Sorgfalt suchen lassen, wenn er morgen die Gruft leer findet, und eben daher soll mein eigenes Haus die Freystätte seyn, wohin ich Dich führen will. Er wird schwerlich auf den Einfall kommen, daß sein künftiger Eidam es sey, der Dich vor ihm verberge.

Nachdem man dem Abulkasem ein Sclavenkleid umgeworfen hatte, verließen seine Befreyer mit ihm die Gruft, deren Schlüssel der Sclave, von welchem ihn die Tochter des Veziers empfangen hatte, wieder zur Hand nahm, und Prinz Aly wußte in seinem Hause seinen Gast mit so vieler Vorsicht zu verbergen, daß seine Feinde nicht die geringste Spur von ihm entdeckten.

Der König und sein Vezier hatten endlich ihre vergeblichen Nachforschungen eingestellt, und Abulkasem, der von dem Prinzen Aly mit einem schönen Pferd, und reichlich mit Gold und Edelsteinen versehen wurde, beschloß Basra zu verlassen, und schlug den Weg nach Bagdad ein, in welcher Stadt er auch nach einigen Tagen glücklich eintraf.

Das Nöthigste nach seiner Ankunft schien ihm, daß er den Ort besuchte, wo die Kaufleute sich zu versammeln pflegen, um den Mann zu finden, der ihn in Basra besucht hatte, und von welchem er in seiner jetzigen Lage allein Trost und Hülfe erwartete. Aber zu seinem nicht geringen Kummer ließ sich unter der Menge anwesender Kaufleute sein Gast nicht erblicken. Er durchlief die ganze Stadt, und forschte in jedem Gesicht nach den Zügen seines Freundes. Endlich blieb er von Müdigkeit erschöpft, dem Pallast des Kalifen gegenüber stehen, und sah sich nach einem Platz zum Ausruhen um. Im nähmlichen Augenblick bemerkte ihn der kleine Sclave, den er dem Kalifen geschenkt hatte, durchs Fenster, und erkannte sogleich seinen ehemahligen Gebiether in ihm. Der Knabe eilte auf der Stelle in das Zimmer des Kalifen. Beherrscher der Gläubigen! sprach er, so eben sah ich den Abulkasem aus Basra, meinen ehemahligen Herrn. Du betriegst Dich, Knabe! sprach der Kalif.

Abulkasem lebt nicht mehr, und der Mensch, den Du für ihn hältst, hat vielleicht einige Ähnlichkeit mit ihm. Ich bitte um Verzeihung, Herr! erwiederte der Sclave. Ich habe ihn genau betrachtet. Es ist kein Anderer, als er.

Der Kalif glaubte zwar immer noch, der Knabe habe sich geirrt, schickte aber gleichwohl, um Gewißheit zu erlangen, einen Bedienten mit ihm auf die Straße hinunter, und Abulkasem, der auch seiner Seits den Knaben erblickt zu haben glaubte, und warten wollte, ob er sich nicht wieder am Fenster zeigen würde, wurde von ihnen noch an der nähmlichen Stelle gefunden.

Als der kleine Sclave sah, daß seine Augen ihn nicht betrogen hatten, warf er sich dem Abulkasem zu Füßen. Dieser hob ihn freundlich auf, und fragte ihn, ob er nicht mehr dem Kaufmann, dem er ihn geschenkt habe, angehöre. Es war, antwortete der Knabe, kein Kaufmann, welchem Du mit mir ein Geschenk machtest, sondern Harun Alraschid, der Beherrscher der Gläubigen, der sich für einen Kaufmann ausgab. Folge mir in seinen Pallast. Es wird ihn sehr freuen, Dich bey sich zu sehen.

Abulkasem hatte Mühe, die Neuigkeit, die er von dem Knaben hörte, zu glauben, und ließ sich, ohne daß er wußte, wie ihm geschah, von ihm in

den Pallast hineinziehen. Aber noch erstaunter war der Kalif bey dem unverhofften Anblick des Todtgeglaubten. Lange hielt er seinen edelmüthigen Freund umschlungen, ohne daß die Freude ihn ein Wort hervorbringen ließ. Endlich aber, als seine außerordentliche Bewegung sich ein wenig gemildert hatte, löste sich auch seine Zunge. O Abulkasem! rief er, öffne die Augen, und erkenne Deinen ehemahligen Gast! Wie glücklich bin ich, den Mann bey mir zu sehen, den ich nur in der andern Welt wieder zu sehen hoffte, und dem ich doch so vielen Dank schuldig bin!

O mein gebiethender Herr! sprach Abulkasem, der bisher vor Ehrfurcht die Augen nicht aufzuschlagen gewagt hatte, als er in dem Kalifen seinen vormahligen Gast erkannte, warst Du es, o König der Welt! der sich so weit zu seinem Sclaven herabließ? Er warf sich zugleich dem Kalifen zu Füßen. Aber dieser hob ihn auf, und ließ ihn neben sich auf den Sopha sitzen.

Ich brenne vor Ungeduld, sprach der Kalif, von Dir, mein guter Abulkasem! zu vernehmen, was Dir, während man mir Deinen Tod meldete, widerfahren ist. Ich fürchte, man hat Dich auf eine Art behandelt, die schlimmer war, als wenn man Dich des Lebens beraubt hätte.

Abulkasem ermangelte nicht, dem ihm aufmerk-

sam zuhörenden Kalifen alle Unmenschlichkeiten des Abulfatah, und seine Rettung durch die Tochter dieses Vezirs, und ihren Verlobten, den Prinzen Aly, zu erzählen. Ich selbst, sprach der Kalif am Ende der Erzählung, habe, freylich ohne meinen Willen, Veranlassung zu Deinem Unglück gegeben. Ich befahl nach meiner Zurückkunft von Basra, der König dieses Reichs sollte Dir seine Krone abtreten. Aber er, statt mir zu gehorchen, beschloß Dir das Leben zu nehmen, und verschob die Ausführung seiner schwarzen That ohne Zweifel aus keiner andern Ursache noch auf eine kurze Zeit, als weil er Dich erst durch Martern zur Entdeckung Deines Schatzes zu nöthigen hoffte. Aber Dein Rächer, der Großvezier Giafar, ist schon auf dem Wege nach Basra, und wird Deine beyden Verfolger als Gefangene nach Bagdad bringen. Indessen bist Du mein Gast, und meine Leute sollen Dich wie mich selbst bedienen.

Bey diesen Worten nahm der wahrhaft großmüthige Kalif den Abulkasem bey der Hand, und führte ihn in einen Garten, der seines reichen und mächtigen Besitzers vollkommen würdig war. Die seltenen und prachtvollen Blumen und Gewächse, mit welchen er prangte, konnte man nicht sehen, ohne es zugleich zu bedauern, daß ihm durch Becken von Marmor, Porphyr und Jaspis, so kostbar diese auch waren, und so

sehr man sich auch an den Fischen, die sich in ihnen herumtummelten, ergetzte, so viel Raum entzogen ward. In der Mitte dieses zweyten Paradieses erhob sich auf zwöf sehr hohen Säulen von schwarzem Marmor ein Vogelhaus von Sandel- und Aloeholz, mit goldenen Gittern, das von einer Unzahl gefiederter Virtuosen aus allen Himmelsstrichen bewohnt war. Unter diesem Gebäude befanden sich die Bäder des Kalifen, und dieser lud seinen Gast ein, in seiner Gesellschaft Gebrauch von ihnen zu machen. Nachdem die Badenden mit der kostbarsten Leinwand und von den vornehmsten Händen des Hofs abgetrocknet waren, legte man dem Abulkasem, um ihn würdig zu machen, mit dem Kalifen an seiner Tafel zu speisen, königliche Kleider an. Man kann denken, daß bey dieser Mahlzeit keine andern, als solche Speisen zugelassen wurden, die noch mehr gekostet hatten, als die goldenen Schüsseln, in welchen man sie auf die Tafel setzte, und daß eine Frucht nur in Bagdad selbst gewachsen seyn durfte, um von der Ehre, von Kalifenzähnen zermalmt zu werden, ausgeschlossen zu seyn. Würdig dieser Ehre aber wurden befunden, Granaten von Amlas und Ziri, Äpfel von Erhalat, getrocknete Trauben von Mela und Sewis, und Birnen von Jspahan. Weine aus allen Weltgegenden vereinigten sich auf der Tafel, und kaum hat Bacchus

selbst jemahls so viele seiner Kinder in einem so kleinen Raume beysammen gesehen.

Nach der Mahlzeit führte der Kalif den Abulkasem in das Zimmer seiner Gemahlinn Zobeide, die er mitten unter ihren in zwey Reihen um sie herstehenden Frauenzimmern fand. Von diesen sogenannten Sclavinnen, deren jede durch ihren Geist und ihre Kunst, und vor Allem durch ihre Schönheit zum Stolz einer Königinn berechtigt war, hatten einige biscajische Trommeln, einige Flöten, und einige Cithern, Harfen und Lauten in den Händen, und Alle hörten der Schönsten von ihnen zu, die auf einer Laute von Aloe-Sandel- und Ebenholz spielte, und ein Lied sang, dessen Inhalt die alte Lüge aller Verliebten war, daß ein Herz nur einmahl von Amors Pfeilen getroffen werden könne.

Sobald Zobeide ihren Gemahl und den Abulkasem erblickte, stieg sie von ihrem Throne herab, um die Besuchenden zu empfangen. Prinzessinn, sprach der Kalif, ich stelle Dir, weil Du es wünschtest, meinen Gast von Basra vor. Abulkasem warf sich vor der erhabenen Gemahlinn seines Gebiethers nieder, und berührte mit seinem Gesicht den Fußboden. Aber in dem nähmlichen Augenblick bemerkte man eine Bewegung unter den Frauenzimmern. Die schöne Lautenspielerinn hatte von ungefähr ihre Augen auf

den Abulkasem gerichtet, und war mit einem plötzlichen Schrey in Ohnmacht gefallen.

Der Kalif und seine Gemahlinn wandten sich im Augenblicke nach der Bewußtlosen hin, und das Nähmliche geschah von Abulkasem. Aber kaum hatte dieser die schöne Ohnmächtige erblickt, als er — ihrem Beyspiele folgte. Seine gebrochenen Augen und Todtenbläße seines Gesichts verriethen einen Menschen, der eben im Begriff ist, den Geist aufzugeben. Der Kalif hob ihn auf, und hatte bald die Freude, ihn durch die längst erprobten Mittel gegen die so häufigen männlichen und weiblichen Ohnmachten wieder zu sich selbst kommen zu sehen.

Wo ist Dardane? rief Abulkasem, ehe er sich noch völlig erhohlt hatte. Dardane! sprach der Kalif. Ist es möglich? Sollte diese sich unter den Sclavinnen meiner Gemahlinn befinden? Welch ein Wunder!

Es ist nicht anders, mein Gebiether! antwortete Abulkasem. Diese Sclavinn ist das nähmliche Frauenzimmer, das mit mir in den Nil gestürzt wurde.

Indessen war auch die Seele der schönen Dardane unter dem Beystand ihrer Gespielinnen wieder in ihre Wohnung zurückgekehrt, und der Kalif fragte die Wiedererwachte, indem er sie zugleich abhielt, sich

ihm zu Füßen zu werfen, durch welches Wunder ihr Leben bey dem schrecklichen Sturz in den Nil erhalten worden sey.

Beherrscher der Gläubigen! antwortete sie, mein Schicksal wollte es, daß ich bey jenem Sturz in ein Fischernetz fiel, welches sein Eigenthümer gerade ans Land zu ziehen im Begriff war. Der Fischer, der über seinen seltsamen Fang nicht wenig erstaunte, trug mich, da er noch Leben an mir bemerkte, in sein Haus, und der Sorgfalt, die er anwandte, habe ich meine Erhaltung zu danken. Kaum hatte er aber meine Geschichte vernommen, als er aus Furcht vor dem Lohn, den er von dem Sultan, wenn diesem der mir erzeigte Liebesdienst verrathen würde, zu erwarten hatte, hartherzig und eigennützig genug war, mich an den Sclavenhändler zu verhandeln, durch welchen ich ein Eigenthum der Prinzessinn Zobeide zu werden, das Glück hatte.

Jetzt wundere ich mich nicht mehr, sprach der Kalif am Ende dieser Erzählung zu Abulkasem, daß Du Deine Geliebte nicht vergessen konntest. Die schönste aller Weiber, die Du zu sehen bekamst, konnte Dich nur erinnern, wie sehr Dardane sie übertreffe. Dem Himmel sey Dank, der sie hieher führte! Eine erwünschtere Gelegenheit, meine Schuld gegen Dich abzutragen, hätte ich unmöglich finden können. Prin-

zessinn! fuhr er fort, indem er sich gegen Zobeide wandte, laß mich wissen, wie hoch die schöne Dardane bey Dir im Preise steht, Ich kaufe sie Dir ab, um sie sogleich wieder an meinen Freund zu verkaufen, mit welchem ich, da er sehr verliebt, und zugleich ein überaus reicher Mann ist, einen guten Handel zu treffen hoffe.

Mit Freuden, Herr! sprach Zobeide zu dem scherzenden Kalifen, erkläre ich die Geliebte des Abulkasem, die ich ohnehin nie als eine Sclavinn betrachtete, für frey, und mögen beyde für ihre erlittenen Unglücksfälle durch das Glück einer langen und ungestörten Vereinigung getröstet werden!

Du schenkst, Prinzessinn! unterbrach sie der Kalif, der Geliebten des Abulkasem die Freyheit, und ich werde die Vermählung der Glücklichen in meinem Pallast vollziehen lassen. Drey Tage lang soll in ganz Bagdad öffentlich die Freude herrschen, und immer noch werde ich glauben, meinem Wirth von Basra nicht Ehre genug erzeigt zu haben.

Herr der Welt! rief Abulkasem, indem er sich dem Kalifen zu Füßen warf, mehr noch als Dein Rang erhebt Deine Großmuth Dich über alle Sterblichen. Dir, ich kann nicht anders, Dir muß ich meinen Schatz entdecken, der von diesem Augenblick an Dein Eigenthum ist.

Fast sollte ich mit Dir zürnen, antwortete der Kalif, daß Du mich abermal an Großmuth übertreffen willst. Dein Schatz kann keinem Andern gehören, als Dir, und möchtest Du lange genug leben, um ihn erschöpfen zu können!

Abulkasem sowohl als Dardane, mußten der Gemahlinn des Kalifen ihre Geschichte, die sie zum ewigen Gedächtniß aufzeichnen lassen wollte, erzählen, der Kalif aber gebot, sogleich Anstalten zur Vermählung zu treffen, und der Großvezier Giafar kam noch zu rechter Zeit von Basra zurück, um Theil an dem prachtvollen Feste nehmen zu können. Er hatte allein den Vezier Abulfatah als Gefangenen mitgebracht, weil der König kurz nach der Flucht des Abulkasem vor Kummer gestorben war.

Wenige Stunden nach der Ankunft Giafars sah ganz Bagdad den Unmenschen Abulfatah auf einem vor dem Pallast des Kalifen errichteten Schaffot den Augenblick erwarten, in welchem ihm zum Lohn seiner Grausamkeit und Ungerechtigkeit der Kopf abgeschlagen werden sollte. Keine Seele unter den zahllosen Zuschauern hatte Mitleiden mit ihm, und Alle waren ungeduldig, an einem Bösewicht eine Strafe vollziehen zu sehen, die noch viel zu klein für seine Verbrechen war. Allein als der Henker das Schwert zuckte, um sein Amt zu verrichten, warf Abulkasem

sich plötzlich vor dem Kalifen nieder. Beherrscher der Gläubigen! rief er, willst Du Deinen mir erzeigten Wohlthaten die Krone aufsetzen, so schenke diesem Unglücklichen das Leben. Er sei Zeuge meines Glücks und der Gnade, mit welcher Du mich überhäufst, und diese Strafe wird gewiß die schwerste für ihn seyn.

O allzugroßmüthiger Abulkasem! sprach der Kalif, wer ist würdiger zu regieren, als Du? Wohl den Völkern in Basra, daß sie künftig von Deinem Zepter beherrscht werden! Herr! antwortete Abulkasem, nur noch um die letzte Gnade laß mich Dich bitten. Prinz Aly besteige den Thron, den Du mir bestimmtest. Er herrsche über das Reich seines Oheims an der Seite der Tochter des Veziers, deren Edelmuth mich der Grausamkeit ihres Vaters entriß. Beide Liebende sind dieser Ehre würdig, und bedarf der Glückliche noch eine Krone, den die Liebe und die Achtung des größten Monarchen der Welt über alle Könige erhebt?

Es geschehe, was Du wünschest! sprach der Kalif. Prinz Aly empfange die Krone von Basra als Belohnung für den wichtigen Dienst, den er Dir leistete. Abulfatah, der Bösewicht, mag zwar, so würdig er auch des Todes ist, sein Leben behalten, aber nur, um im Kerker sich mit dem Andenken an seine Verbrechen zu beschäftigen.

Abulkasems Lob erfüllte die Lüfte, als das Volk vernahm, er habe für seinen grausamen Feind um Gnade gebeten. Aber er sehnte sich mit seiner geliebten Dardane nach Basra zurück, und der Kalif, so schwer ihm auch der Abschied von seinem Liebling wurde, legte seinen Wünschen kein Hinderniß in den Weg.

Neueste

poetische und prosaische

Werke.

Dritten Theile

vierte Abtheilung.

I.

Der Marktschreier und sein Taschenbuch.

Ein Werk — zu hoch wirds nie gepriesen —
Von vier und sechzig Dichter-Riesen,
Vernimms, o Welt, ist nächstens Dein!
So tönt es, wie Trompetenschmettern,
In allen Tag- und Wochenblättern,
Und mir fällt diese Fabel ein.

Ein Lärm — ihn wollte Niemand loben —
Ein toller Lärm ward einst erhoben
Von einem Zwerg und einem Berg.
Doch bald — vernehmts mit beiden Ohren! —
Ward eine Maus vom Berg geboren,
Und Heil! ein Taschenbuch vom Zwerg.

II.

Der Zweikampf.

Im Zweikampf will — ich lobe den Entschluß —
Dein Muth, Reptil! am Niger sich beweisen.
Nur sei nicht seine Stirn das Ziel von Deinem Schuß;
Denn diese, wahrlich! ist von Eisen.

III.

Voltaire an Friedrich den Großen.

Unsterblich nennt, o Friederich!
Dein Lied vor allem Volke mich.
Was ist, o König! Deiner Güte gleich?
Ein Lehen gibst Du mir in Deinem Reich.

IV.

Der freche Poet.

Dir öffnet, o Pantil! Dein freches Scherzgedicht,
Das nur zur Sünde reizt, zum Ruhm die Pforte nicht.
Doch dafür öffnet es, vertraue meinem Worte!
Dir sicher einst die Höllenpforte.

V.

An den Herausgeber eines Tagblatts.

Du hast, man sagt es mir, Dich über mich beklagt,
Weil ich zu Deinem Blatt den Beitritt Dir versagt.
So sei denn kurz mein Weigern Dir erläutert!
Ein Thor, wie Freund und Feind bezeugt,
Ein Thor ist, wer ein Schiff besteigt,
Weiß er zum Voraus, daß es scheitert.

VI.

Der Adler und der Einfaltspinsel.

Ein Adler wäre dieß? Stets werd' ich es verneinen,
Was auch der Wärter sagt, der Tropf.
Sah ich auf Münzen doch und Wappen mehr als Einen,
Doch keinen nur mit Einem Kopf.

VII.

Der Lehrer des Sprechens.

Hans fragt stotternd: Ist es wahr,
Guter Peter! spricht Dein Staar?
„Freilich! Meinem Unterricht
Dankt ers, daß er fertig spricht.
Darum, Hans! was gibst Du mir,
Geb' ich Unterricht auch Dir?“

VIII.

Glatteis im Sommer.

Zapf fiel im Heumond auf der Gasse.
Den Jungen dient sein Fall zum Spasse;
Denn weinbenebelt sank der Held.
Ihr Schurken! Was gibts hier zu lachen?
Rief er ergrimmt. Wie soll mans machen,
Daß man nicht auf dem Glatteis fällt?

IX.

Der beleidigte Zecher.

Zu Paul, dem Trinkenden, trat Hans betrunken ein.
Gern, sagte Jener, bäth' ich dich zu meinem Wein;
Allein ich wette, Freund! daß Du zu dieser Frist
Auch nicht ein Bißchen durstig bist.
Ha! rief der Trunkenbold erbittert, solche Schmach
Sagt mir allein ein Schurke nach!

X.

Die Organisten-Frau.

Mein Mann, bin ich nicht zu beklagen?
An mir vergreift der Unhold sich.
Aus Pflicht soll er die Orgel schlagen;
Doch mehr, als diese, schlägt er mich!

XI.

An Reimreich, den Epigrammen-Dichter.

O Freund, mit Deinen Epigrammen,
Und schriebst Du gleich der Bände zwanzig voll,
Wirst Du zum Zorn kein Menschenkind entflammen,
Doch einen Gott. — Er heißt Apoll.

XII.

Des Poeten Willibalds Versuch einer Selbstbiographie.

Von meinem Leben will ich singen,
Mir selbst und Euch zum Zeitvertreib.
Kund sei Euch denn vor allen Dingen,
Mich Wunderkind gebar ein Weib.

Froh hörten Tante, Mutter, Vater,
Der kleine Neuling sei nicht stumm.
Wie mancher Held auf dem Theater,
Heult' ich, und wußte nicht warum.

Vermuthlich waren es die Musen,
Bezweifelts hämisch auch der Neid,
Die mich schon an der Amme Busen
Zur hohen Reimkunst eingeweiht.

Vernehmts, doch schüttelt nicht die Köpfe!
In meinen Kinderjahren schon
Zerschlug ich Teller, Schüsseln, Töpfe,
Zwar nicht von Eisen, doch von Thon.

Als Knabe liebt' ich sehr das Naschen;
Drum ging oft nach dem Markt mein Lauf.
Doch häufig wehrten leere Taschen
Dem armen Schlucker jeden Kauf.

Die Schul' empfing den jungen Helden
Tagtäglich auf Papas Geheiß.
Hier legt' ich, ohne Ruhm zu melden,
Den Grund zu Allem, was ich weiß.

Traf mich ob manchen losen Streichen
Des strengen Lehrers schwere Hand,
Dacht' ich hohnlächelnd: Meines Gleichen
Begreift kein stumpfer Schulpedant.

Längst fand im armen Vaterstädtchen
Mein Genius sich hart gepreßt;
Denn wahrlich außer seinen Mädchen
Mißfiel mir Alles in dem Nest.

Bald reist' ich nach der hohen Schule,
Mit netten Kleidern wohl versehn.
Der Wagen stockt in manchem Pfuhle;
Doch öfter war der Weg auch schön.

Im Hörsaal gab es viel zu hören,
Hielt man sich nicht die Ohren zu.
Doch nicht auf Meisters Wort zu schwören,
Gelobt' ich mir im ersten Nu.

Der Rechte war ich wohl beflißen,
Doch recht lernt' ich sie eben nicht;
Denn höher als das eitle Wissen
Schätzt' ich in mir das innre Licht.

Jetzt hob der Adler sein Gefieder;
Jetzt sang der Schwan im höchsten Ton.
In Staub zerfiel durch meine Lieder
Der alte morsche Helikon.

Bald flog mein Ruhm nach allen Polen
Durch meiner Muse kühnes Spiel.
Dank sei's dem Gift und den Pistolen;
Noch mehr, als meinem raschen Kiel!

Die Kunst, der Kunst zum Trotz zu schreiben,
Verachtend den verjährten Wahn,
Lehrt' ich zuerst aufs Höchste treiben
Im Trauerspiel und im Roman.

Gesindel bracht' ich auf die Bühne,
Reif für das Rad und für den Strick.
Drum schwand auch Shakespear selbst, der Kühne,
In dunkle Nacht vor mir zurück.

Hier war ein Schreien, dort ein Flistern:
Ich schreib' ein Loch in die Moral.
Ach! kämpfen mußt' ich mit Philistern,
Wie Simson weiland, ohne Zahl.

Gern weiht, Ihr wißts, dem Liebesgotte
Ein Dichterherz zum Tempel sich.
Drum machte mehr als Eine Lotte
Zum jüngern jungen Werther mich.

Doch wollt' ich aus der Welt nicht gehen;
Drum ging ich lieber in die Welt.
Nun sollt Ihr bald in Rom mich sehen,
Und hören, wie mirs dort gefällt.

Allein ich fürchte, schuldig bleiben
Muß ich den Schluß, o Leser! Dir,
Schenkt, um Ein Leben zu beschreiben,
Der Himmel nicht ein Zweites mir.

XIII.

Scenen aus dem erneuerten Peter Squenz des Andreas Gryphius.

Prolog.

Peter Squenz.

Zuvorderst wünsch' ich — gute Nacht!
Seht hier ein Stück von mir gemacht,
Von mir, der, wie Ihr längst schon wißt,
Zu Rummelskirch Schulmeister ist.
Doch halt! Gelogen hätt' ich schier,
Das Stück hat einen Akt und vier,
Davon verfaßt' ich selber drei,
Und Lollinger, der Weber, zwei.
Er ist ein Sänger, und kein Bär;
Denn nicht aus Polen stammt er her.
Das frohe Trauerspiel, geweiht
Ward ihm von uns viel Schweiß und Zeit.
Nun, was des Stückes Inhalt sei,
Verkünd' ich jetzt mit viel Geschrei.

Cassandra.

Dieß Schreien, Kraun! verletzt kein Ohr,
Stumm ist ja wie ein Fisch der Thor.

Peter Squenz.

Da steht nun der verlorne Tropf!
Ein Sieb ist mein verwünschter Kopf.
Ach! was mit Fleiß ich lernte, fort
Ließ ers, bis auf das letzte Wort.
Doch zürnt, Herr König, nicht zu arg!
Sonst seht Ihr Petern bald im Sarg.
Fragt nur mein Weib, ihr ists bekannt,
Wie ich zu Haus so wohl bestand.
So gehts, wie alle Welt erkennt,
Wenn man die Hexen nicht verbrennt.
Denn weil ein Hexenspruch mich traf,
Steh' ich vor Euch jetzt wie ein Schaf.
Doch wenn mir schon das Schlimmste droht,
Hilft mir ein Zettel aus der Noth,
Der flugs mir aus dem Ärmel fällt,
Und was mein Kopf nicht weiß, enthält.
Held Piramus, Ihr Herrn! so spricht
Der Zettel, war ein kühner Wicht.
Doch leider war die Lieb' auch kühn.
Durch sie wards vor dem Aug ihm grün;

Denn ach! ihr Pfeil flog ihm ins Herz.
Nun heult der arme Narr vor Schmerz,
Und krümmt, nicht ohne Drang und Sturm,
Sich fast wie ein getretner Wurm.
Doch Thisbe kommt bald her zur Wand,
Und spricht durchs Loch mit viel Verstand.

Serenus.

Die Reime sind doch gar zu toll!

Cassandra.

So spricht romantisch jetzt Apoll.

Theodorus.

Heil Dem, der sie so schlecht gemacht,
Daß man von Herzen drüber lacht!

Peter Squenz.

Schnellt Amor Euch den Pfeil ins Herz,
Aus zieht ein Weib ihn ohne Schmerz.
So heilt auch jetzt von seinem Schuß
Der Thisbe Hand den Piramus.
Doch sagt sie gleich ihm frei und frank,
Schwer sey auch sie vor Liebe krank.
Sie zog, spricht sie, zu meiner Pein
In meine Herzenskammer ein,
Ob durch die Ohren, durch den Mund,
Ward mir, so sehr michs beugt, nicht kund.

Held Piramus spricht: Tröste Dich!
Ein Arzt für Liebesnoth bin ich.
An jenem Brunnen harre mein,
Bei Lunas keuschem Silberschein.
Wohl komm' ich, spricht sie, an den Ort,
Und kam auch. Denn ein Mann, ein Wort!
Doch — was kann unbescheidner seyn? —
Ein Leu kam auch zum Stelldichein,
Und weil ein Leu gar grimmig ist,
Denkt sie: Wenn dieser jetzt mich frißt,
Bist, Piramus! Du doch geprellt;
Drum geb' ich lieber Fersengeld.
Doch in der Eil' o Mißgeschick!
Ließ ihren Mantel sie zurück,
Und diesen färbt das Thier voll Wuth
Mit seinem kaum vergossnen Blut.
Ein Jäger wars, der es vergoß,
Als er nach ihm mit Pfeilen schoß.
Held Piramus kommt, und entdeckt
Der Liebsten Mantel, blutbefleckt.
Da seht Ihr nun Herrn Piramum
Als einen schlechten Logikum;
Denn ach! er schließt: Von Blut ist roth
Der Mantel; drum ist Thisbe todt,
Und weil der Götter er vergaß,
Und oft den jungen Werther las,

Und weil — so wird die That Euch klar —
Weil Thisbe noch sein Weib nicht war,
So gibt der feige Poltron sich
Flugs mit dem Schwerdt den Todesstich.
O Thisbe! was wird jetzt aus Dir?
Um Dich, beim Zevs! gar bang' ists mir.
Todt findet sie ihr zweites Ich,
Und denkt: Was hilft das erste mich?
Drum fort aus diesem Jammerthal!
Seufzt sie, und drückt des Liebsten Stahl,
Als trieb' ein Spiel sie nur zur Lust,
Sich tief in die getreue Brust.
Doch werdet nur nicht gleich so blaß!
Denn mit dem Tödten ists nur Spaß.
Mein Reim ists, der sie niederstreckt,
Und noch vor Abend wieder weckt.
Auch vor dem Löwen zittre Keiner!
Er ist in Löwenhaut ein Schreiner.
Doch wenn so toll Ihr immer lacht,
So wißt, daß Ihr mich böse macht.
Das Morgenblatt hat längst bewiesen,
Nie werd' ein Squenz zu hoch gepriesen.
Wo hätt' auch ein Komödiant
Je einen Fehl an sich erkannt?
Jetzt sollt Ihr Herren und Ihr Frauen,
Erst meine Künstlerschar beschauen,

Damit, weil sie kein Zettel nennt,
Ihr bei dem Spiel sie wieder kennt.
Geht denn, — Ihr Helden, auf und nieder,
Dann stellt Euch in die Reihe wieder!
Doch, Mondschein! vor dem Publikum
Ist, wie mich dünkt, Dein Gang zu krumm.
Nun kommt, drum schweigt einmal, Ihr Lacher!
Als Wand der Blasebälgemacher.
Ihm folgt Herr Piramus gar fix,
Dann macht sein Schätzchen ihren Knicks.
Schmied Hammer wird als Mond Euch scheinen,
Und hofft, er bring' Euch leicht zum Weinen.
Damit Ihr nicht zu sehr erschreckt,
Hält sich der Löwe noch versteckt;
Doch übt im Grausamseyn und Brüllen
Sich Schreiner Klips bereits im Stillen.
Den Brunnen, wie es sich versteht,
Ihn spielt ein fließender Poet,
Der, wie ich oben Euch berichtet,
Zwei Acte von dem Stück gedichtet.
Fort jetzt, an Euren Ort geschwind,
Und laßt, wenn erst das Stück beginnt,
Fein Alles in einander greifen!
So kann nur die Kabale pfeifen.
Für mich ist jetzt Nichts mehr zu thun;
Drum will ich dort im Winkel ruhn,

Und — so gefall' ich mir am meisten —
Bekritteln, was die Andern leisten.

Eubudus.

Nun freuet Euch! Schon kommt die Wand
Mit starken Schritten hergerannt.

Cassandra.

Traun! eine Königinn der Wände,
Sie räuspert sich, und reibt die Hände.

Der die Wand spielende Blasebälgemacher.

Hört mich, Ihr Herren, mit offnen Ohren!
Aus edlem Stamm bin ich geboren.
Mein Großpapa ward erst gefangen;
Dann sah man in der Luft ihn prangen.
Mein Vater zwar verließ mir wenig;
Doch dafür war er — Bettler-König.
Die Mutter, züchtig sehr von Wandel,
Betrieb mit Fischen guten Handel.
Ein Fleckchen, fast wie eine Birne,
Saß meiner Schwester auf der Stirne.
Nicht Einer wagt' es, sie zu nehmen.
Darf ich mich solcher Sippschaft schämen?
Mich selbst, kraft meiner Lust zum schlendern,
Sah man in aller Herren Ländern.

Doch bald, Ihr dürft der Kunst nicht lachen,
Bald lernt' ich Blasebälge machen,
Und weil ich schon in meiner Jugend
Viel Witz gezeigt, bei großer Tugend,
Ward ich von Peter Squenz gebethen,
Als Wand die Bühne zu betreten.
Nun steh' ich hier, und bitt' Euch Herren,
Nicht so die Augen aufzusperren!
Ich bin die Wand, mag es Euch kränken
Auch noch so sehr auf Euren Bänken.

Piramus.

Was, guter Peter, laß mich fragen!
Was soll ich jetzt noch weiter sagen?

Peter Squenz.

Was mehr? Bist du verrückt im Kopf?
Du sprachst ja noch kein Wort, Du Tropf!

Piramus.

Was mehr? Bist Du verrückt. — Doch Possen!
Du selbst hast einen Bock geschossen.
In meinem Zettel steht, Du Tropf!
Auch nicht ein Wort von Tropf und Kopf.

Peter Squenz.

Es heißt: Gleichwie . . . .

Piramus.

Die Blumen welken,
Es seien Rosen oder Nelken,
So wird auch durch der Liebe Schmerz
Zum dürren Heu das Menschenherz.
O Wasser, Dir muß ichs verübeln,
Wehrst Du nicht meinem Brand mit Kübeln,
Und Dir, Cupido, loser Knecht!
Dir bräch' ich wohl den Hals mit Recht.
Süß ist die Liebe! schwört Ihr Alle.
Ja süß ist sie, wie bittre Galle.
Vernarrt, o schlechter Zeitvertreib!
Seht Ihr mich in das schönste Weib,
Nun stürzt — was soll das Lügen taugen? —
Mir eine Sündfluth aus den Augen.
Schaut diese Wand, voll böser Tücke,
Stemmt sich entgegen meinem Glücke.
O Du verruchtes Stück von Wand!
Warum bist Du nicht längst verbrannt?
Warum zerschlägt nicht mir zu lieb
In tausend Trümmer Dich ein Dieb?

Violandra.

Für fromm muß diese Wand wohl gelten.
Sie läßt, ich weiß nicht was, sich schelten,
Und bleibt — ists Einfalt, ists Verstand? —
Und bleibt doch stumm, wie — eine Wand.

Der Blasebälgemacher.

Gern möcht' — ich kann es Euch bezeugen —
Gern möcht' ich bei dem' Schimpf nicht schweigen;
Doch was den Wänden ziemt zu sagen,
Wenn Andre sie zu schelten wagen,
Davon enthält, zum Ärger mir,
Auch nicht Ein Wort der Zettel hier.

Piramus.

O Wand, vom bösen Feind besessen,
Hast Du die Ehre ganz vergessen?
Treu bin ich Thisben bis zum Tod;
Doch Du bedenkst nicht meine Noth,
Und hinderst — ists nicht zum Erbarmen? —
Und hinderst mich, sie zu umarmen.
O lebte nur noch Kotzebue,
Und brächt' — er war der Mann dazu —
Gleich aufs Theater Dich zum Schimpf!

Der Blasebälgemacher.

Ha, mir vergeht Geduld und Glimpf!
Mich wohlachtbaren Zunftverwandten,
Mich sollen die Komödianten,
Als wär' ich von der Zunft der Gecken,
In ihrem Hokuspokus necken?
So stehts in Deinem Zettel nicht;
Drum magst Du nur, o frecher Wicht!

Gleich magst Du Deine Zunge zügeln,
Sonst werd' ich mit der Wand Dich prügeln.

Piramus.

Darf sich ein Lump wie Du erfrechen,
Mit Leuten so von Stand zu sprechen?
Kam Dirs denn gänzlich aus dem Sinn,
Daß ich des Königs Hofnarr bin?
Drum, um Respekt Dir einzuprägen,
Bedien' ich Dich mit diesen Schlägen.

Theodorus.

Ihr Götter, helft der armen Wand!
Sie hat gar einen harten Stand.

Serenus.

Fürwahr, von Glück hat sie zu sagen,
Wird sie nicht krumm und lahm geschlagen.

Cassandra.

Wär' ich wie sie, den Piramum,
Ihn schlüg' ich selber lahm und krumm.

Theodorus.

Schaut, Peter Squenz als Sekundant
Befreit mit starkem Arm die Wand.

Cassandra.

Nun wird der Epilog beginnen:
„Weil eine der Schauspielerinnen,
Getroffen von verdienten Schlägen,
Zur Zeit sich kaum vermag zu regen,
So setzen wir jetzt unsrem Spiel
Beschämt ein unerwünschtes Ziel.“

Serenus.

So wären wir denn wohl beschieden,
Und meines Orts bin ichs zufrieden.
Denn stets ging ja im Schauspielhaus
Die Hadergöttinn ein und aus.

XIV.

Zum Geburtsfest einer Königinn.

Vom Himmel schwebte Sie als Sterbliche zur Erde,
Daß sie vom frommen Dank des Volks vergöttert werde.

XV.

Auf eben dasselbe.

Sie, die Beglückende, rief dieser Tag ans Licht.
Geboren wurde Sie, doch sterben darf Sie nicht.

XVI.

Das Fest der Mutter.

Fromme Kinder, windet Kränze!
Blumen heischt vom jungen Lenze,
Raubt ihm seinen ganzen Flor!
Früher, daß auch ihre Schöne
Noch dein Fest, o Mutter! kröne,
Drängt die Rose sich hervor.

Tag, vom Himmel uns gegeben,
Tag, Du führtest Sie ins Leben,
Sie, die uns allein nur lebt,
Sie, die müde nie der Sorgen,
Sie, die heute so wie morgen
Nach der Kinder Heil nur strebt.

Welche Lieder, die wir singen,
Welche Gaben, die wir bringen,
Mögen würdig Ihrer seyn?
Ach! der schönste schöner Triebe,
Stark und groß ist Mutterliebe,
Kinderdank ist schwach und klein.

Doch der edlen Mutter Lehren,
Sie laßt bis zum Grab uns ehren!
So, wir schwören's feierlich!
Sei vergolten Lieb' und Treue,
Und der Mütter beste freue
Stets der besten Kinder sich!

XVII.

Der Ermüdete an den Langnasigen.

Warum ich keuchend hier seit einer Stunde sitze?
Freund! meines Wettlaufs Ziel war Deine Nasenspitze.

XVIII.

Der Schwätzer.

Dir, o Marull, sei bittrer Haß geschworen!
Ach! ohne daß der Frevel je Dich reut,
Raubst Du mir Tag für Tag das Köstlichste, die Zeit,
Und folterst mir noch obendrein die Ohren.

XIX.

Bavs kleines Werk.

Ob Deines Büchleins Form sind alle Leser froh.
Es schreibt in Duodez ein Narr in Folio.

XX.

An den vielgereisten Sordidus.

Freund Sordidus! nur schnöder Hohn
War bisher Deines Reisens Lohn.
Doch Jeder rühmt es ohne Zweifel,
Steckt nur im gelben Rock des Schwagers einst der Teufel.

XXI.

Die schreibenden Weiber.

Die Zeit, die plaudernd sonst das Weib dem Mann vertreibt,
Macht sie ihm lang, sobald sie ihm zur Kurzweil schreibt.

XXII.

Die Frauen an Mutter Eva.

Was uns den Körper ziert, ist Mutter Evens Gabe.
Für ihren Apfelbiß Dank sey ihr noch im Grabe!

XXIII.

Menschlichkeit.

Mit Tiegern hält der Tiege Frieden.
Drum ist, o Krieg! Dein Recht entschieden,
Schonst Du nicht Mann, noch Weib, noch Kind.
Nicht milde Schonung sey uns eigen!
Sich würgend, müssen Menschen zeigen,
Daß sie nicht — wilde Tieger sind.

XXIV.

Der Gewinn.

O Frivola, wie täuscht' ich mich!
In einem Liede pries ich Dich.
Doch viel gewinnt, drum tröst' ich mich,
Mein Lied dabey. Du fragst noch wie.
So ists die reinste Poesie.

XXV.

Der Leser an den Dichter.

Erfleh', o Freund, der Musen Gunst!
Den höchsten Gipfel ihrer Kunst,
Ihn zu erreichen sollst Du streben!
Nur Müh' und Arbeit sey Dein Leben!
Nicht achte Sorgen, Gram und Noth,
Und was noch sonst dem Dichter droht,
Um — hold wird man dafür Dir bleiben! —
Um durch unsterblichen Gesang,
Wie keinem Wieland er gelang,
Geschickt — die Zeit uns zu vertreiben.

XXVI.

Der rauhe May.

Ein Kuß des Himmels ist der May, damit die Erde
Jetzt seine holde Braut, und künftig Mutter werde!
So sang im vielgelobten Lied
Ein Dichter einst, der längst in bessre Welten schied.
Doch ach! in unsern rauhen Tagen,
Kein Wunder wär's, man hörte voll Verdruß
Die tiefgekränkte Braut den Himmel weinend fragen:
O spröder Bräutigam! o sprich, wo bleibt Dein Kuß?

XXVII.

Der Leyer- und Schwert-Poet.

Mit Deinem Schwerte, guter Freund!
Verlacht Dich nur der kecke Feind.
Doch rührt die Leyer Deine Hand,
So hält Dir Hector selbst nicht Stand.

XXVIII.

Die lange Erzählung.

Sprich, ob denn der Roman, den uns Dein Tagblatt spendet,
Ob er vielleicht sich erst nach hundert Jahren endet?
Ich wette, daß der Tod bereits ins Grab mich stürzt,
Noch ehe schulgerecht Dein Witz den Knoten schürzt.
Doch muß ich Armer auch den Ausgang sterbend missen,
Laß wenigstens dereinst ihn meinen Enkel wissen!

XXIX.

Der Ehelustige.

Was kümmert Euch der Zukunft Mißgeschick,
Erfreut Euch nur der Augenblick?
Drum mag es auch mich morgen reuen,
So will ich dennoch heute freyen.

XXX.

Versagtes Lob.

Längst hätte Dich, die Du der Frauen Zierde bist,
Längst hätte gern mein Lied, Clarissa! Dich erhoben.
Allein die Muse schweigt. Warum? Man kann nicht loben,
Wo Nichts zu tadeln ist.

XXXI.

Die süße Frau.

Süß, meldet oft uns Stentors Reim,
Sey seine Frau, wie Honigseim.
Doch klagt der arme Mann, voll Trauer,
Den Freunden klagt er in geheim,
Die süße Frau, wie Honigseim,
Mach' ihm das Leben mächtig sauer.

XXXII.

Der glückliche Alte.

Zum Achtzigjährigen, Dank sey es der Natur!
Macht nicht die gute mich, macht mich mein Tauf-
schein nur.

XXXIII.

Der Mode-Sänger.

Preist für einen Riesen nicht
Jenen blinden Sänger!
Traun! um einen ganzen Kopf
Bin, als er, ich länger.
Nie macht drum des Neides Gift
Mich zum Grillenfänger,
Richtet gleich die Kritklerzunft
Tag für Tag mich strenger.

Stets verlacht ein Geist, wie ich,
Hämisches Gemunkel.
Schmäht auch hier und dort ein Tropf
Meines Liedes Dunkel;
Doch entzückt es Groß und Klein,
Dank seys dem Karfunkel!
Traun! in gleichem Grade rührts
Spinnerinn und Kunkel.

Der Pedanten schnöde Zunft,
Täglich wird sie kleiner,
Und was ungemein sonst hieß,
Was ist jetzt gemeiner?
Darum lacht des Regelnzwangs
Billig Unsereiner,
Und die Reime, daß Ihrs wißt!
Leim' ich, wie ein Schreiner.

Klassisch, sprecht Ihr, schreib', o Freund!
Weg mit Eurem Plunder!
Klug ist, wer als Kranker träumt;
Dumm ist ein Gesunder.
Sehen soll an mir die Welt
Noch ihr blaues Wunder;
Denn mir lodert im Gehirn
Ächter Himmelszunder.

Sang einst Gessners mattes Lied
Pflüger, Hirten, Schnitter,
Singt das meine, trifft der Spott
Mich auch noch so bitter,
Nur, wie michs der Stammbaum heißt,
Ahnenreiche Ritter,
Und in jedem Reime, traun!
Funkeln Lanzensplitter.

Denn des Liedes werth sind nur
Derbe Kolbenschläger,
Oder etwa noch zur Noth
Rauhe Bärenjäger.
Sancho selber ist mein Held,
Quixots Waffenträger,
Und Du, stattlicher Barbier!
Seiner Wunden Pfleger.

Auf denn, mach', o Muse, mich
Täglich zum Gebärer!
Dann, o Phöbus! bleib' ich stets
Deines Reiches Mehrer.
Aber dankbar sey dafür
Meines Leibes Nährer!
Denn in diesem rührt sich, traun!
Stets ein Erzverzehrer.

XXXIV.

Der Weiberfeind.

Den Weiberfeind,
Ernst ists gemeint,
Nennt mich das Chor der Freunde.
Nun, sey ichs auch!
Nach frommem Brauch
Lieb' ich doch meine Feinde.

XXXV.

Der Postwagen.

Der Wagen, welchen mich die Post besteigen ließ,
Als mich ein Dämon reisen hieß,
Er ist — die Nachwelt mag es lesen,
Daß einen Märterer in mir sie gläubig ehrt —
Er, ohne Zweifel, ist der nähmliche gewesen,
Auf welchem man zur Hölle fährt.

XXXVI.

Der Geitzige an seinen Arzt.

Die Kur für meine Gicht verzehrt mir Gut und Habe.
Drum lass, Herr Äskulap! mir immer meine Pein.
Ich gehe, muß einmahl von Beiden Eines seyn,
An Krücken lieber, als am Bettelstabe.

XXXVII.

Der sterbende Piger.

Denkt, Piger — konnt' er wohl des Ruhmes mehr erwerben? —
Er nahm, so schwer's ihm fiel, die Mühe sich, — zu sterben.

XXXVIII.

Die beiden Luſtſpielſchreiber.

„Kann man die Keckheit weiter treiben?
Ein Luſtſpiel, denkt! will Gimpel ſchreiben.“
Du ſelbſt haſt weiter ſie getrieben;
Denn Du haſt eins bereits geſchrieben.

XXXIX.

Der Plagiar.

Kriſpin, meint Ihr, der arme Wicht,
Soll mit geraubtem Witze nicht
In ſeinem Werklein prangen?
Traun! Euch zu ſchelten zwingt Ihr mich.
Der Katze, ſprecht! geziemt es ſich?
Wehrt Ihr das Mäuſefangen.

XL.

Der Kampf mit den Löwen.

Ein Judenschelm, nicht von den kleinen,
Betrog — o schändlicher Gewinn! —
Betrog einst selbst die Kaiserinn
In Rom mit falschen Edelsteinen.
Der Kaiser zieht ihn vor Gericht.
Der Schurke, spricht er, hänge — nicht!
Er soll, zum Lohn für sein Vergehen,
Mit Löwen einen Kampf bestehen.
Schon schleppen ein paar Schergen ihn,
Den Sträubenden, zum Circus hin.
Wie bebt er vor der Löwen Tatzen!
Doch wer erscheint? — Zwey zahme Katzen.
Ein Herold ruft: „Durch meinen Mund
Sey dem erstaunten Volke kund:
Dem Kaiser dient' es zum Vergnügen,
So den Betrieger zu betriegen."

Neueste

poetische und prosaische

Werke.

Dritten Theils

fünfte Abtheilung.

I.

Blätter aus einem Gedenkbuche.

1.

Lieben und Verliebtseyn.

Es ist ein wesentlicher Unterschied, ob Ihr Euer Herz einem Mädchen schenkt, oder ob Ihr es an sie hängt. Im ersten Falle liebt Ihr; im andern seyd Ihr bloß verliebt.

2.

Der Geitz.

Der Geitz ist eine freiwillige und eine sündliche Armuth.

3.

Verspottung der Narren.

Die Narren sollten Keinen anfeinden, der über sie spottet. Vergißt man doch, indem man sie verlacht, daß sie in der Regel mehr verdienen, als bloß verlacht zu werden.

4.

Die öffentliche Meinung.

Ehre der öffentlichen Meinung! Auch nicht Ein Schurke bleibt ungehängt von ihr.

5.

Die Hölle.

Was hilft es, wenn Ihr von der Hölle Nichts wissen wollt, wenn die Hölle von Euch weiß?

6.

Die Vertheidiger des Mords.

Ich weiß nicht, warum die trefflichen Moralisten, die theils auf eine versteckte Weise, theils ohne alle Zurückhaltung einen bekannten Meuchelmord vertheidigen, nicht auch die Welt mit einer Lobrede auf den Brudermörder Cain beschenken.

7.

Die Frauen im Stande der Unschuld.

Keine Frau sollte ein neues Gewand anlegen, ohne der guten Mutter Eva für ihren Apfelbiß, durch welchen sie den Stand der Unschuld verscherzte, zu danken.

8.

Aufschub.

„Morgen ist wieder ein Tag!“ Diesen Spruch führt gewöhnlich die Trägheit im Munde, um ihr Zögern und Aufschieben zu rechtfertigen. Ich aber

sage: Morgen ist kein Tag für den Unnützen, der den heutigen verschleudert.

9.

Die heutigen Schriften.

Das Geschriebene hat in unsern Tagen so wenig Werth, daß es kein Wunder ist, wenn das Schreiben überhaupt in Verachtung kommt.

10.

An die Pharisäer.

Brüstet Euch doch nicht so, daß Ihr eins und das andere der zehn Gebothe nicht übertretet! Man ist noch lange kein ehrlicher Mann, wenn man auch nicht geradezu an den Galgen gehört.

11.

Die Frauen in der Küche.

Die Frauen, die ihren Beruf in der Küche nicht abwarten, findet man gewöhnlich in des Teufels Küche.

12.

Der Patriot.

Ich bin auch ein Patriot! Aber ich nenne alle fünf Welttheile mein Vaterland.

13.

Der Müßiggang.

Jemehr Leute in einem Lande müßig gehen, desto geschäftiger wird der Henker seyn müßen.

14.

Die Narrheit.

Man muß der Narrheit durch Spott steuern, um nicht das Schwert gegen sie gebrauchen zu müßen.

15.

Das Teufels-Läugnen.

Die Teufel in der Hölle werden von Unzähligen geläugnet. Aber wer wagt es, die Teufel auf der Erde zu läugnen?

16.

Verfeinerung.

Unsere heutige Verfeinerung geht so weit, daß Besenbinder Gedichte, und Landstreicher Reisebeschreibungen ans Licht stellen.

17.

Deutsche Literatur.

Nirgends wird das Sprichwort, daß ein Paar Schwalben noch keinen Sommer machen, so sehr vergessen, als auf dem deutschen Helikon.

18.

Sappho und ihre deutsche Schwesterschaft.

Wollen denn unsere heutigen Versmacherinnen sich schlechterdings nicht durch das Beyspiel ihrer griechischen Schwester Sappho warnen lassen, die von ihrem Geliebten — verschmäht wurde.

19.

An einen Autor.

Lasse ich, mein Freund! Dein Buch ungelesen, so kannst Du mir die Vernachläßigung nicht verzeihen, und lese ich es, so fürchte ich, ich möchte Dir Dein Buch nicht verzeihen können.

20.

Sparsamkeit.

Die Sparsamkeit ist eine der größten Tugenden, weil sie so nahe an eins der schändlichsten Laster, ich meine den Geitz, gränzt.

21.

Das öffentliche Urtheil.

Das öffentliche Urtheil ist weiter Nichts, als eine Welttheaterkritik, und fällt gewöhnlich eben so einseitig, hämisch, oberflächlich, abgeschmackt, parteyisch und unbedeutend aus, als man nur irgend ein Urtheil über das Spiel auf den Brettern im Morgenblatte zu lesen gewohnt ist.

22.

Das Lügen.

Mir ist noch kein Lügner vorgekommen, der seine Kunst nur erträglich verstanden hätte, und fast möchte ich daher das Erdichten, das man Lügen nennt, mit der Kunst zu Dichten überhaupt vergleichen, die bekanntlich ebenfalls gegen hundert Stümper kaum einen Meister zählt.

23.

Die Preis-Ertheiler.

Preise auf Gedichte setzen, heißt nicht, das Talent ermuntern, sondern den Hunger und die Eitelkeit herausfordern.

24.

Der armselige Sudler.

Dieser hohlköpfige Sudler ist jeden Gedanken seines Buchs Andern schuldig, und ist zugleich auch leiblich so arm, daß ich schwören wollte, er hat sogar die Tinte, mit welcher er es schrieb, gestohlen.

25.

Die Heldinnen.

Was die Weiber in meinen Augen zu wahren Heldinnen macht, ist, daß sie ihre Schönheit zu überleben vermögen.

26.

Die schlechten Bücher.

Es mag wahr seyn, was man gewöhnlich behauptet, daß kein Buch so schlecht ist, aus welchem man nicht etwas lernen kann. Aber ich sage doch: Der Teufel hohle einen solchen Lehrmeister!

27.

Der deutsche Parnaß.

Der deutsche Parnaß wird am Ende noch zu einem wahren Eulennest. Beynahe Nichts als

lichtscheue und lichthassende Nachtvögel hört man auf ihm heulen.

28.

Der Mann und die Weiber.

Wer die Weiber flieht, ist kein Mann, und wer ihnen anhängt, ist auch keiner.

29.

Die Weltverbesserer.

Die Welt wäre unverbesserlich, wenn sie nicht von Thoren wimmelte, die sie verbessern wollen.

30.

Die Gewalt.

Selbst der Mißbrauch einer rechtmäßigen Gewalt ist besser, als der unselige Widerstand gegen sie.

31.

Die großen Männer.

Bewahre uns der Himmel, daß die großen Männer unter uns zu sehr überhand nehmen! Wir müßten Alle blind werden, wenn man die Straßen mit Brillanten pflasterte.

32.

Lehre für Schriftsteller.

Wer nicht unaufhörlich von seinen Gedanken gemartert wird, nehme nie eine Feder in die Hand. Man muß schwanger seyn, wenn man gebären will.

33.

Männer und Weiber.

Ich glaube es, was man behauptet, daß die Männer ohne die Weiber Bären seyn würden. Aber wer kann es läugnen, daß nur zu viele durch sie zu Affen werden?

34.

Der hochmüthige Poet.

Man spricht allgemein von dem Hochmuth eines bewunderten Dichters, und kann es gar nicht reimen, unter den Singvögeln einen Pfauen zu finden.

35.

Meinungs-Verschiedenheit.

Es wird schwerlich jemahls dahinkommen, daß nur alle Menschen über die Wahrheit einig sind, daß zwey Mahl zwey vier ist.

36.

Deutsche Poeten-Würdigung.

Ein Glück für den Virgil, daß er nicht in unsern Tagen lebt. Er würde mit Verdruß erfahren, wie viele Bave und Mäve man ihm vorzieht.

37.

Schauspieler-Vergötterung.

Nicht ein Held muß man seyn, sondern Helden muß man spielen, wenn man von den Deutschen bewundert seyn will.

38.

Das Theaterwesen.

Ich möchte doch Wundershalber Zeuge davon seyn, wie die Deutschen, die so große Lust an der Bühne haben, sich geberden würden, wenn sie einmahl wirklich Schauspiele und ein Schauspiel bekämen.

39.

Verwandlung.

Die guten Komödianten, die wir noch vor funfzig Jahren besaßen, haben sich leider längst in erbärmliche Schauspieler verwandelt.

40.

Lehre für Poeten.

Wer keine Verse machen muß, sollte auch keine machen wollen.

41.

Die Schlange.

Die Schlange heißt mit Recht das listigste von allen Thieren. Sie hat ein Weib betrogen.

42.

Die gelehrte Welt.

Die gelehrte Welt ist der vollkommenste Gegensatz zu einer besten Welt.

43.

Wehmüthige Betrachtung.

Ich kann kein zerrissenes Hemd ohne die wehmüthige Betrachtung weglegen: Mit welchem Unsinn werden diese Lumpen einst beschrieben werden!

44.

Späte Besserung.

Der Vorsatz, nicht mehr zu stehlen, kommt zu spät, wenn man einmahl die Galgenleiter hinaufsteigt.

45.

Schutzrede für die Weiber.

Hört doch einmahl auf, über die Mängel der Weiber zu klagen! Sollen sie denn doppelte Engel seyn?

46.

Der Wittwer.

Die Zeit, hofft Ihr, werde endlich Euren Freund, den untröstlichsten aller Wittwer, trösten. Ohne Zweifel wird der Zeit durch ein Paar schöne Augen die Mühe erspart werden.

47.

Weiber-Poesie.

Die Verse eines Frauenzimmers können unmöglich natürlich seyn, weil das Versemachen der Weiber überhaupt unnatürlich ist.

48.

Ehemanns-Leiden.

Mancher Mann mag wohl mit mehr Gleichgültigkeit seine Frau selbst, als ihre Kleider veralten sehen.

49.

Unzeitige Wahrheitsliebe.

Selbst ein Lügner ist mir erträglicher, als ein Mensch, der zur Unzeit und ohne Beruf die Wahrheit sagt.

50.

Über manche Tugenden.

Verneinende und unwillkührliche Tugenden werden mit Recht wenig geachtet. Wer wird z. B. die Geduld an einem Esel loben?

II.

Aus einer verbesserten Vorrede zu den gesammelten ältern Werken des Verfassers.

In einer durchaus verbesserten, und zum Theil ganz neuen Gestalt übergibt der Verfasser Alles, was er sang und schrieb, übergibt er seine sämmtlichen poetischen und prosaischen Werke dem Wohlwollen und der Nachsicht des Publikums.

Billige Beurtheiler, hofft er, werden ihn über die unbilligen trösten, und mit den letzten wird er aus keiner andern Ursache ein wenig unzufrieden seyn, als weil er Nichts von ihnen lernen kann.

Da leider ein Theil dieser Schriften zu der Gattung derjenigen gehört, die von uralten Zeiten her unter dem Nahmen Satyren sich der Welt nur mittelmäßig empfohlen haben: so darf es der Verfasser nicht wagen, sie ohne eine kleine Schutzrede eben dieser Welt unter die Augen treten zu lassen.

Man schüttet so furchtlos, als ob man sich bloß gegen Fliegen wehrte, seine Galle gegen die Thoren aus. Aber die Thoren haben, wie man zu spät er-

fährt, auch Galle, ob man gleich, da, wie Tellheim in der Emilia Galotti sagt, Galle noch das Beste ist, was man haben kann, sie den Thoren am wenigsten zutrauen sollte. So wenig indessen die Furcht vor der Galle der Thoren überhaupt den Verfasser jemahls beunruhigt hat, so wenig kann es ihm gleichgültig seyn, wenn einzelne Thoren unbescheiden genug sind, sich den Spott, an welchen ihre ganze Zunft die gerechteste Ansprache zu machen hat, allein zuzueignen, und diesen Thoren erklärt er also hiemit, daß es ihm bey der Allgemeinheit seiner Menschenliebe nimmermehr genügt, an ihrer Besserung ausschließend arbeiten zu wollen. Aber auch für die vernünftigen und rechtlichen Leute fügt er aus guten Gründen die Versicherung bey, daß, so weit er auch entfernt ist, persönliche Satyren unbedingt zu verdammen, doch in der ganzen gegenwärtigen Sammlung seiner Werke nicht eine Zeile in die Klasse derselben gehört. Freylich, welche Satyre ist nicht einer persönlichen Deutung fähig? Aber um sich dieser Deutung nicht auszusetzen, gibt es kein anderes, als das verzweifeltste Mittel für einen Schriftsteller, nähmlich den Entschluß — gar nicht zu schreiben. In der unangenehmsten Lage befindet sich vollends jeder ehrliche Mann, der die Wahrheit lachend zu sagen kühn genug ist, mit den Leuten,

welchen er nicht hold zu seyn Ursache hat. So oft er diese Leute hätte meinen können, eben so oft muß er sie auch wirklich gemeint haben. Aber ich frage die Unbilligkeit selbst, ob es z. B. billig ist, mir aus der Ursache verbiethen zu wollen, über schlechte Poeten zu spotten, weil mein geschworener Feind Mävius nicht die besten Verse macht? Geben Beleidigungen dem Beleidiger ein Recht gegen den Beleidigten, und muß ein Schriftsteller überhaupt zu lachen aufhören, sobald es Leute gibt, die es um ihn persönlich verdient haben, daß er über sie lacht? Wahrlich, in diesem Falle würde die Feder der Hand des ehrlichen Mannes um so gewisser entrissen, je größer das Register der Laster und Thorheiten seiner Feinde wäre.

Doch genug über eine Wahrheit, die man den Unverständigen umsonst predigt, und welche den Verständigen nicht erst gepredigt werden darf. Wer bekümmert sich um die Leute mit einem bösen Gewissen, wenn er ein gutes hat?

Wollen übrigens zwey oder drey verächtliche Menschen, die sich für wichtig genug halten, Gegenstände einer persönlichen Satyre des Verfassers zu seyn, in einigen seiner Schilderungen, denen sie freylich nur zu sehr gleichen mögen, schlechterdings nur ihr eigenes geliebtes Bild erblicken: so gibt er ihnen

sein Wort, daß er sie wegen dieser Anmaßung vor keinem Gerichtshofe belangen wird, und bekennt zugleich, daß er kaum an eine Nichtswürdigkeit denken kann, ohne sich ihrer nahmentlich zu erinnern.

Wegen der unschuldigen Bemerkungen, die sich der Verfasser hin und wieder in seinen Schriften — nicht zum Lobe des poetischen, philosophischen und pädagogischen Schwindels unserer Tage erlaubt hat, überläßt er seine Rechtfertigung getrost einem Richter, der sein Amt zu verwalten nie verabsäumt, den keine Bestechung und kein Ansehen verblendet, und kein Geschrey betäubt, und der unter dem Nahmen Nachwelt eben so sehr geachtet, als gefürchtet ist. Nach der innigsten Überzeugung des Verfassers geschieht alles Gute in der Welt ohne Geräusch, und die gewaltsamen wissenschaftlichen Umwälzungen sind so heillos, als die politischen. Wir reifen physisch vom Kind zum Knaben, vom Knaben zum Jüngling, vom Jüngling zum Manne, vom Manne zum Greis, ohne daß wir es merken, und sollen wir in der That weise werden, so müßen wir uns zu der nähmlichen langsam und leise fortschreitenden geistigen Entwicklung bequemen. Man muß das Gras nicht wachsen hören wollen, und nur Gaukler wollen ihr Publikum bereden, daß sie reife Trauben vor seinen Augen hervorzuzaubern vermögen. Was nah-

mentlich die Erschütterungen betrifft, die den heutigen deutschen Parnaß dem Berg der Fabel, der mit fürchterlichem Toben — eine Maus gebar, ähnlich machen: so begehrt der Verfasser es gar nicht zu verhehlen, daß er sich mit ihnen nie aussöhnen wird. Es ist ihm nun einmahl nicht gegeben, Unsinn für Tiefsinn, Aberwitz für Weisheit, phantastische Grillen für Zeichen des Genies, und Zerrbilder für Schönheits-Ideale zu halten, und zugleich bleibt es sein höchster Stolz, allen neumodischen Bänkelsängern, Klingelreimern, Nibelungenliedsposaunern und Hexen- Nixen- und Unholden-Romanenschreibern, kurz der ganzen romantischen, adelichen und bürgerlichen, männlichen und weiblichen Christenheit und Judenschaft zum Trotz, vor aller Welt den Glauben zu bekennen, daß Geister wie Klopstock, Lessing, Wieland und Herder, ewige Ansprüche auf die Ehrfurcht und den Dank ihres Volks haben, und daß keine Poeten-Schule jemahls ähnliche hervorbringen wird. Doch es gibt Thorheiten, über die es sich kaum der Mühe lohnt, in Eifer zu gerathen. Gewiße junge Deutsche welchen freylich die Leipziger Schlacht und der Sturz des korsischen Tyrannen vollends den Kopf verrückte, werden, wenn sie genug ausgelacht sind, hoffentlich auch einmahl aufhören, altklug und überklug zu seyn, und in der That klug werden. Und werden

sie es nicht, desto schlimmer für sie. Die Welt hat dabey Nichts zu verlieren. Übrigens weiß der Verfasser Talente, auch wenn sie mißbraucht werden, zu achten, und selbst gegen Feinde gerecht zu seyn, fällt ihm um so weniger schwer, da er keineswegs der Feind seiner Feinde, und nur der Verächter der Verächtlichen unter ihnen ist.

Daß wir, um noch einmahl auf gewisse Erscheinungen der Zeit zurückzukommen, so wenig Außerordentliches leisten, haben wir bloß der ungezügelten Begierde zu danken, mit welcher wir nach dem Außerordentlichen streben. Diese Begierde verleitet uns, die Neuheit im Veralteten zu suchen, und künstliche Nebel zu erregen, damit wir desto mehr Licht gewinnen. Der Dichter soll nicht singen, sondern rasen, und in der schönsten aller Künste will man die Schönheit am wenigsten dulden. Man studiert förmlich und mit vieler Liebe die Barbarey, und ist ein Pedant, um — die Regeln zu verletzen. Dem Verfasser wäre in der That Nichts so wichtig, als von gewißen Dichtern die Grundsätze ihrer Kunst, oder wenn sie dieses Wort nicht leiden können, ihrer Poesie entwickelt zu sehen, und vielleicht wäre diese Entwicklung das sicherste Mittel, die Bessern von ihnen zu ihrem eigenen Erstaunen zu belehren, daß sie kein Recht haben, den berühmten spanischen Ritter mit seiner Dulcinea zu verspotten.

Geschrieben im März 1817.

III.

Beyspiel eines beyspiellosen Bettelstolzes.

Ein Hungerleidender Viel-Schreiber, der den Buchhändlern durch ihre Ladenhüther besser bekannt ist, als dem lesenden Publikum, wollte, um seinem zerlumpten Rock einen Nachfolger zu geben, in einer fremden Stadt eine Unterzeichnung für ästhetische Vorlesungen zusammenbetteln, und hatte die Unverschämtheit, durch einen seiner Freunde, der seiner in jedem Betracht würdig war, in einem Umlaufschreiben sagen zu lassen: Herr *** sey geneigt auf Ersuchen nach St. zu kommen, um einer unterzeichnenden Gesellschaft ästhetische Vorlesungen zu halten.

Es versteht sich von selbst, daß es keinem Menschen einfiel, den Bettler kommen zu heißen, der, indem er um ein Almosen um Gotteswillen bettelte, um Gotteswillen gebeten seyn wollte, das Almosen anzunehmen.

Das Drolligste bey der Sache war noch, daß der Mensch, wie aus einer von ihm ans Licht gestellten Ästhetik aufs bündigste zu erweisen war, gerade so viel Beruf hatte, Ästhetik zu lesen, als der Teufel das Evangelium zu predigen.

IV.

Ein Wort über Charaden und Räthsel.

Über die Räthsel, die gemeinen sowohl, als die Sylbenräthsel, oder die sogenannten Charaden, pflegen manche Köpfe geschüttelt, und manche Nasen gerümpft zu werden. Allein ich denke, der Leser ohne Vorurtheil wird die Frage, ob das vornehme Wegwerfen eines unschuldigen Witzspiels auch gerecht sey, wenigstens einer Prüfung würdigen. Wem ist die Schuld beyzumessen, dem Dichter, oder der Gattung, wenn ein Räthsel nicht mit eben so viel Recht auf den Nahmen eines Gedichts Anspruch macht, als eine Ode, oder ein Lied, und selbst als ein Sonett? Erfüllt es die Forderungen der Kunst, so ist das Errathen nur eine Nebensache. Erst wenn es für den Leser kein Räthsel mehr ist, muß es ihm das höhere Vergnügen gewähren, und sowohl aus diesem Grunde, als weil es sich überhaupt mit der Bescheidenheit nicht verträgt, wenn ein Schriftsteller dem Publikum Räthsel, von welcher Art sie auch seyn mögen, aufgibt, sollte jeder Dichter die Bedeu-

tung der seinigen gleich in der Überschrift angeben. Doch wozu eine Schutzrede für die Räthsel, da, der Schillerschen, freylich etwas zu räthselhaften Räthsel nicht zu gedenken, es selbst Wieland nicht unter seiner Würde hielt, auch an ihnen zuweilen sein Talent zu üben? Es ist übrigens auch in diesem Fache des Guten unbegreiflich wenig. Unter tausend Räthseln, mit welchen unsere Tagblätter ihre Leser und Leserinnen zu unterhalten beflissen sind, findet man kaum eines, das sich auch durch poetischen Werth von der Menge unterscheidet, und nahmentlich muß man es dem Morgenblatt, welches mit dem Guten je länger je sparsamer wird, Dank wissen, daß es nur einmahl in der Woche eine Probe gibt, wie wenig Achtung es auch bey diesen Kleinigkeiten für seine Leser hat.

V.

Rüge eines anstößigen Gedichts.

Es ist traurig, zu bemerken, wie wenig noch immer die deutschen Dichter in ihren Werken sich um Zucht, Sitte und Sittlichkeit bekümmern. In einem alten Mährchen, das Hammelfell, macht sich der Held des Diebstahls, der Blutschande und eines dreyfachen Betrugs zugleich schuldig, und diese Schandthaten werden von einem mit Recht beliebten, sonst in der That wackern Dichter in einer Romanze mit einer Liebe und mit einem Wohlgefallen erzählt, als ob ein Mensch um sich Ansprüche auf Ruhm nnd Beyfall zu erwerben, Nichts weiter zu thun brauchte, als daß er auf ein Mahl alle zehn Gebothe verletzt. Ein Leser, dem es Spaß macht, wenn man ihm, sey es auch mit noch so vieler Laune, erzählt, ein loser Vogel habe einen Hammel gestohlen, das Fell des gestohlenen Hammels habe er zuerst an den Bestohlenen selbst, und dann, um den Preis ihrer Unschuld, erst an die eine der Nichten desselben, und

dann auf gleiche Weise noch einmahl an ihre Schwester verkauft, wohin gehört er, als zum Pöbel? Und für diesen hat doch hoffentlich der Verfasser sein in der Sammlung seiner Gedichte vom Jahre 1820 aufs Neue abgedrucktes Mährchen nicht geschrieben.

VI.

Rüge einiger gangbaren Schriftsteller-Sünden.

Je leichter es ist, eine Sache gut zu machen, desto mehr verdient es gerügt zu werden, wenn man sie schlecht macht. Dieser Rüge setzt sich Niemand mehr aus, als die Schriftsteller durch Vernachläßigung kleiner Regeln, von welchen man denken sollte, daß sie gar nicht verletzt werden könnten. Ich fange gleich mit dem Titel der Bücher an. Wenn es z. B. nicht gerade zu fehlerhaft ist, zu sagen: Levana von Jean Paul, so ist doch der Titel: Jean Pauls Levana, schon darum besser, weil ein unnützes Wort erspart wird. Und ist es erlaubt, das Schlechtere dem Bessern vorzuziehen?

Unrichtige, oder wenigstens Nichtssagende Überschriften einzelner Gedichte findet man hundert gegen eine einzige, die ihren Zweck erfüllt. Allgemeine Überschriften, wie: Lied, Glosse, Einfall, Gespräch, Antwort, Abfertigung ꝛc. sind so gut, als gar keine.

Ein Schriftsteller, der sich auf die Regeln der Rechtschreibung und der Interpunction versteht, ist

ein wahrer Phönix. Ist es aber nicht eine Schande, daß die größten Geister in der ersten Bedingung des Schreibens jedem Dorfschulmeister ein Recht geben, sie für Abcschützen zu erklären? Warum haben sie nicht wenigstens gleiche Achtung mit Voltaire vor dem Publikum, der kein Werk in den Druck gab, ehe seine Unrechtschreibung durch einen Freund, der die Sache besser verstand, als er, in Rechtschreibung verwandelt war?

Bis zum Ekel oft erscheint in den meisten Werken das liebe Ich des Verfassers, und man muß noch recht zufrieden seyn, wenn Einer sich nicht, wie weiland Kotzebue, in seinem heillosen Wochenblatt, des Wir bedient. Wem erregt es nicht die widrigste Empfindung, wenn er über einem Gedicht, oder über einem Aufsatz lesen muß: An meine Leser, an meinen Freund, an meine Frau, an meine Katze, an meinen Hund, statt daß der Bescheidene schreibt: Der Dichter, oder der Verfasser an seine Leser, an seinen Freund, an seine Frau, an seine Katze, an seinen Hund, oder wie weiland Logau, Flemming, Günther, Gryphius, mit Weglassung der Worte: der Verfasser, oder der Dichter, schlechtweg: An seinen, oder an seine? Überhaupt sollte das Ich selbst in Fällen vermieden werden, wo die Gewohnheit es minder anstößig macht. Kein Leser hat et-

was dagegen, wenn der Schriftsteller sagt: Mir scheints. Aber dieser sollte dennoch bescheiden seyn, und lieber sagen: Es scheint. Ohnehin gewinnt der Ausdruck durch die letzte Form an Stärke, weil bey ihr das Behauptete Allen, bey jener aber nur dem einzelnen Schriftsteller so vorkommt.

Die Abtheilungen eines Buchs in Bücher sind wie Ruhebänke auf langen Spaziergängen. Aber wie selten sorgt ein Schriftsteller dafür, seine Leser durch diese Bequemlichkeit vor zu großer Ermüdung zu bewahren!

Wie soll man es mit der Schooßsünde der Poeten, der Eitelkeit, reimen, daß gerade sie so wenig Sinn für die äußere Eleganz ihrer Werke zeigen? Wie berüchtigt sind nicht die umgekehrten Pracht-Ausgaben der Werke eines der ersten Sterne am deutschen Dichterhimmel! Nicht genug an der Abscheulichkeit des Drucks und des Papiers, wird das Auge beynahe auf jeder Seite durch den Anblick beleidigt, daß sich diese mit einer halben, einer Drittels- oder einer Viertels-Stanze, oder wohl gar mit der ersten Zeile eines Gedichts schließt. Nicht den Verleger, sondern den Verfasser trifft die größere Schande bey dieser unverantwortlichen Sudeley. Darf man vor einer ehrbaren Gesellschaft in einem zerfetzten und schmutzigen Rock erscheinen, und ver-

dient das Publikum etwa weniger Achtung, als die Herrn Gevattern und Frau Gevatterinnen bey einem Taufschmause? Mit der Nachläßigkeit in Nebensachen ist fast nothwendig auch Nachläßigkeit in der Hauptsache verbunden, und vielleicht möchte die Erfahrung den beym ersten Anblick gewagt scheinenden Satz nur zu sehr bestätigen, ein nachläßig gedrucktes Buch sey auch ein nachläßig geschriebenes. Selbst der Verfasser dieser Werke mußte leider auch an dem ersten Theil derselben den Gräuel des Stanzen-Zertrümmerns und des zu engen Zusammendrängens derselben erleben. Er hat aber auf der Stelle, so entfernt er auch von dem Druckort lebt, dem Setzer das Gewissen geschärft, und wenn auch beym Druck des zweyten Theils der Schönheit noch nicht so, wie es seyn sollte, gehuldigt ist, so liegt es doch nicht an ihm, wenn nicht wenigstens der dritte sich von dieser Seite zu seinem Vortheil von seinen beyden Vorgängern unterscheidet. Als ein Muster des eleganten Drucks verdient bey dieser Gelegenheit die kürzlich im Dykschen Verlag in Leipzig erschienene neue Ausgabe der Langbeinschen Gedichte gerühmt zu werden.

Die Krone der Nachläßigkeit unserer jüngsten, und also auch unserer anmaßendsten Poeten sind ihre unächten Reime. Was von der Kritik, was

von Lesern, die Augen und Ohren haben, gegen diese unverzeihlichste aller poetischen Sünden täglich mit dem gerechtesten Eifer errinnert wird, ist tauben Ohren gepredigt, und wenn Lessings Ausspruch gilt, daß man, um ein schlechter Dichter zu heißen, wenigstens ein guter Reimer seyn müße, so dürfen wir uns zwar allerdings keiner guten Dichter rühmen, aber wir besitzen Gottlob auch keine schlechte.

Es gibt wohl keine schönere Versart auch im Deutschen, als die Octave der Italiener. Aber Himmel, was wird aus ihr unter den Händen der Leute, die nicht einmahl schlechte Dichter sind! In demselben Gedicht findet man, nach der Willkühr des Verfassers, Stanzen mit lauter weiblichen, und Stanzen mit lauter männlichen, und wieder Stanzen mit abwechselnden Reimen, und eben so willkührlich sind nach dem bloßen Bedürfniß des keuchenden Reimschmieds die Reime verschränkt. Und diese Abcschützen-Sudeley wollte erst neuerlich in einem öffentlichen Blatt von einem bekannten Übersetzer mit einem Machtspruche Wielands gerechtfertigt werden, von welchem alle Welt weiß, wie klein seine Meisterschaft im Mechanischen der Poesie war! Ein Dichter, der, wie er, ganze Epopöen ohne eine einzige geregelte Stanze in die Welt schickt, muß freylich es schlechterdings für unmöglich erklären, größere

Gedichte anders als in freyen, oder um den rechten Ausdruck zu brauchen, in vernachläßigten und barbarischen Stanzen zu schreiben. Aber wer wird ihm eine Stimme bey der Sache einräumen? Und welch eine Behauptung, daß man zwar wenige, aber nicht viele gute Octaven in regelmäßiger Form schreiben könne! Wo, wird jeder verständige Leser fragen, hört denn das Wenig auf, und fängt das Viel an? Was man ein Mahl recht machen kann, muß man auch hundert Mahl recht machen können, oder es sieht auch um das erste Rechtmachen sehr mißlich aus. Aber, sagt man, die Octave ist gar zu schwer, und ich antworte: Wenn Ihr wollt, daß die Verse sich ohne Mühe gleichsam von selbst machen, so fordert auch keinen Lohn für Euer Tändeln. Soll Euch der Lorber und die Unsterblichkeit keinen Schweiß kosten? Es gibt freylich leichtere Versarten, als die Octave. Aber wer sich in der Poesie vor dem Schwersten scheut, oder ihm nicht gewachsen ist, wird sich auch durch das Leichtere wenig Ruhm erwerben, und sollte einer Kunst völlig entsagen, zu welcher ihm die Natur das Talent zu verleihen nicht für gut fand. Die Musenweihe hat keine Grade, wie weiland die Freymaurerey. Man muß gleich in das Allerheiligste des Tempels treten, oder sich auch seiner Schwelle nicht nahen. Im Ernst, ohne die

Kraft, ein Heldengedicht hervorzubringen, sollte man auch kein Epigramm versuchen, und wer keine italienische Octave zu schreiben versteht, wage sich auch nicht an Knittelverse.

Manche mit gleichförmigen Octaven sich vergebens marternde Poeten beschuldigen, indem sie eine Wielandische Behauptung nachbethen, ein in dieser Versart geschriebenes Gedicht ohne Bedenken der Eintönigkeit. O Ihr Füchse der Fabel, bekennt doch lieber offenherzig, daß Euch die Traube zu hoch hängt, statt daß ihr sie lächerlicherweise für sauer erklärt! Wohl ermüdet, z. B. die Ernst Schulzische bezauberte Rose, die schwerlich selbst der sie krönende Brockhaussische Preisrichter ganz zu lesen vermochte, bis zum Sterben. Aber liegt die Schuld an den regelmäßigen Octaven, oder vielmehr nicht einzig und allein an dem Stoff des Gedichts und seiner Behandlung?

Wenn endlich Wieland von Götheschen und Schillerschen Octaven, als den einzig musterhaften, die man im Deutschen haben soll, spricht, so kompromittirt er auch hier seine Kritik, indem diese gepriesenen Stanzen sich nur durch die Nahmen ihrer Verfasser vor andern auszeichnen.

Zum Beschlusse muß auch noch gegen das fast lächerliche Berufen auf Wieland bemerkt werden,

daß, da wir, so Gott will, seit seiner Zeit ein wenig weiter in der Verskunst gekommen sind, das Nichtkönnen des Veterans unmöglich dem um ein halbes Jahrhundert jüngern Dichter zur Entschuldigung dienen kann.

Ein deutsches Buch aus der neuern Zeit, in welchem der Nahme der Druckfehler nicht Legio ist, gehört unter die wahren Seltenheiten. Zur Noth findet man noch zuweilen ein Bekenntniß und eine Nachweisung dieser Sünden am Ende des Buchs. Aber gewöhnlich bleibt wenigstens die Hälfte unangezeigt, und nicht selten wimmelt das Druckfehler-Verzeichniß selbst wieder von Druckfehlern. Wer verdient aber am meisten gescholten zu werden, ein Setzer, dem es gleichgültig ist, ob seine Hand bey ihrem Geschäft ein X oder ein U ertappt, oder der Verfasser eines Buchs, der nicht dafür sorgt, daß daßelbe wenigstens von Fehlern rein bleibt, die man vermeiden kann, wenn man nur ein wenig die Augen offen hat? Was soll man sagen, wenn endlich vollends, wie es von einem berühmten Schriftsteller geschehen ist, aus einer Nachläßigkeit, für welche man das Publikum nicht genug um Verzeihung bitten kann, ein Spaß gemacht, und den Lesern sogar die Druckfehler-Anzeige wieder als ein eigenes Buch verkauft wird?

Die Schriftsteller, und besonders die Poeten sind zu erhabene Wesen, als daß die Erinnerungen eines gemeinen Erdensohns Eindruck bey ihnen machen könnten, und schwerlich werden also die gegenwärtigen Rügen eine andere Folge haben, als daß Fehler, die bisher aus Nachläßigkeit begangen wurden, künftig von den Meisten mit Vorsatz begangen werden.

VII.

Scenen aus einer neuen, nicht fürs Theater bestimmten Bearbeitung des Holbergschen Lustspiels: Das arabische Pulver.

Dritter Auftritt.

Johann, Gernreichs Bedienter, und Schmul.

Johann.

Du hast es schon gehört, Jude! daß Du den Herrn Gernreich jetzt nicht sprechen kannst.

Schmul.

Warum aber nicht? Er ist doch nicht etwa krank?

Johann.

Wie magst Du fragen? Die ganze Stadt weiß, daß er das Fieber hat.

Schmul.

Das Fieber hat er? Ich weiß kein Wort davon. Seit wenn hat es denn der arme Herr?

Johann.

Es mögen jetzt etwa zwanzig Jahre seyn.

Schmul.

Du bist ein Narr, oder willst mich zum Narren haben. Es sind noch nicht drey Tage, daß ich ihn frisch und gesund sah. Und von einem zwanzigjährigen Fieber habe ich in meinem Leben Nichts gehört.

Johann.

Einfaltspinsel! Es geschehen viele Dinge zwischen Himmel und Erde, wovon sich Deine Judenphilosophie Nichts träumen läßt, sagt der ungeheuer große Shakespear.

Schmul.

Wer ist der Shakespear? Der Mensch hat einen närrischen Nahmen.

Johann.

O Du Barbar, Tropf, Unchrist, Unbritte und Undeutscher, um nicht gar Unmensch zu sagen! Darf man auf zwey Füßen gehen, und das Haupt gen Himmel erheben, ohne den göttlichen Shakespear und seine noch göttlichere Komödien zu kennen? Ich sage Dir, Heide von einem Juden! es ist, Dich ausgenommen, nicht einmahl ein Narr in ganz Deutschland, von den gescheuten Leuten will ich gar nicht reden, der nicht bey dem Nahmen dieses unsterblichsten aller Wollenhändler und Wilddiebe die Knie beugt. Leute haben ihn aus dem Englischen ins

Deutsche übersetzt, die weder Englisch noch Deutsch verstehen, und wehe Dir, wenn es den Verehrern desselben zu Ohren kommt, daß Du ihren Heiligen nicht kennst! Wenn sie Dir anders nicht, wofür ich stimme, den Hals umdrehen, so wird doch Jener Dich einen Antichrist, oder gar einen Antikarfunkelisten, und dieser sogar einen Kotzebue schimpfen.

Schmul.

Laß doch Deine Possen, Johann! und melde mich dafür bey Deinem Herrn.

Johann.

Wenn Du mir auch, wie es ein ehrlicher Lackey mit Recht erwartet, die rechte und die linke Hand für den Dienst vergoldest, so bleibt es doch dabey, daß ich für jetzt keinen Fuß über die Schwelle meines Herrn setze. Er hat mit seinem Fieber zu thun, und steckt nach seiner zwanzigjährigen Gewohnheit in einem feurigen Ofen.

Schmul.

Nun verstehe ich endlich, was Du sagen willst Herr Gernreich befindet sich in seinem Laboratorium, und arbeitet an dem Stein der Weisen.

Johann.

Ich weiß nicht, ob er an dem Weisenstein, oder an dem Narrenstein arbeitet. Aber wenn der letzte die Eigenschaft hat, den Mann, der ihn besitzt, um

den Verstand zu bringen, so wette ich, mein Herr hat ihn längst fertig, und zwar muß er wenigstens hundert Centner schwer seyn.

Schmul.

Eben wegen dem Geschäft, Johann! das Du sein zwanzigjähriges Fieber nennst, will ich ihn sprechen. Es ist ein Fremder angekommen, der ein Goldmacher ist, ohne ein Spitzbube zu seyn. Du wirst glauben, ich lüge, aber ich stehe für die Wahrheit. Der unbegreifliche Mann will jeden Liebhaber seine Kunst lehren, und nicht eher für seine Mühe bezahlt seyn, als bis der Schüler so geschickt ist, als der Meister. Nun denke ich, wirst Du mich doch wohl bey deinem Herrn melden.

Johann.

Nun muß ich Dich bey ihm melden, ich mag wollen, oder nicht, ob er mich gleich auf der Stelle aus dem Dienst jagen würde, wenn ich käme, um ihm zu sagen, sein Haus brenne, oder seine Frau sey im Begriff, mit einem Liebhaber davon zu laufen.

Schmul.

Aber Du mußt eilen. Der Goldmacher könnte leicht, ehe man sichs versieht, die Stadt verlassen. Man hat Beyspiele, daß diese Leute so schnell verschwinden, als die Geister, mit welchen sie im Verkehr stehen.

Johann.

Wenn Du nicht warten kannst, bis Herr Gernreich selbst aus seiner Feuereſſe hervorkriecht, so muß ich ihm nur durch die Thür zurufen. Diese ist neunfach verriegelt, und öffnet sich weder zweyfüßigen noch vierfüßigen Geschöpfen, weder einem ungläubigen Juden, noch einem rechtgläubigen Christen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, und im Nebenzimmer Herr Gernreich.

Johann. (Er ruft:)

Herr Gernreich, Gernreich, Gernreich!

Gernreich. (Von innen:)

Herr Schlingel, Schlingel, Schlingel! Schreyt der Teufel, oder seine Großmutter aus Dir, um mich in meinem besten Thun zu stören?

Johann.

Ich muß nothwendig mit Ihnen sprechen.

Gernreich.

Und ich muß Dich nothwendig halbtodt prügeln.

Johann.

Es ist ein Fremder hier angekommen, der ohne nur eine Kohle zu verbrennen, ächteres arabisches Gold zu machen versteht, als Andere, wenn sie beym höllischen Feuer selbst laboriren.

Gernreich.

O Himmel! Ists möglich? Ich komme, ich komme! Bitte ihn zu warten! Halte ihn fest! Wenn er wegzieht, so bringe ich Dich um.

Johann. (Zum Juden)

Siehst Du, wie schnell er auf meine Beschwörung seine Zauberhöhle verläßt? Aber auf eine andere Art bringen alle Teufelsbanner der Welt ihn nicht heraus. Nicht einmahl sein Cyclopen-Kostüm nahm er sich Zeit von sich zu werfen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen und Gernreich.

Dieser ist mit einem Schlafrock bekleidet, und hat ein ledernes Schurzfell vorgebunden. Auf dem Kopf trägt er einen abgestülpten breiten Hut. Auf der Achsel hat er einen Blasebalg, und in der Hand eine Feuerzange. Sein Gesicht ist kohlschwarz.

Gernreich.

Der Goldmacher, wo ist er?

Schmul.

Der Goldmacher ist im Goldfasan, und wird Ihnen aufwarten, sobald Sie es befehlen.

Gernreich.

Lehrt er die Kunst auch Andere?

Schmul.

Jeden der Luft hat, und ihm gibt, was er fordert.

Gernreich.

Fordert er viel?

Schmul.

Er fordert eine Summe, vor welcher ich Respekt habe. Das Geheimniß, Gold zu machen, sagt er, kann ohne Gold nicht erworben werden, und zwar darf der Meister, um einen Schüler zu ziehen, dessen er sich nicht zu schämen braucht, nicht weniger als vier tausend Thaler bekommen.

Gernreich.

Der Mann verdient Zutrauen. Er wirft seine Kunst nicht weg. Indessen um vier tausend Thaler wegzugeben, darf man sich wohl besinnen.

Johann.

Besinnen? Ich schwöre bey Ihrer Feuereffe, Ihrem Blasebalg, Ihren Schmelztiegeln und bey dem Ruß in Ihrem Gesicht, daß hundert Mahl vier tausend Thaler ein wahres Nichts sind, wenn man sie für die Kunst ausgibt, selbst die Ziegel auf dem Dach in Gold zu verwandeln.

Gernreich.

Du sprichst vernünftig, Johann! und räthst mir also, dem Goldmacher zu zahlen, was er fordert?

Johann.

Lieber wollte ich Ihnen rathen, mir monathlich einen Thaler an meinem Lohn abzuziehen. Ich rathe Ihnen kurz und gut, diesen Juden an den Galgen zu schicken, weil er Schmul heißt, und den Goldmacher, weil er ein Goldmacher ist.

Gernreich.

Jude! Du hast mir den Mann empfohlen, und wirst mir also auch Bürge für seine Ehrlichkeit seyn.

Schmul.

Ich bürge für keines Menschen Ehrlichkeit, nicht einmahl für meine eigene. Übrigens hat der Goldmacher gar nicht nöthig, daß sich ein Anderer für ihn verbürgt. Er will kein Geld, bis er bewiesen hat, daß seine Kunst so untrüglich ist, als er selbst.

Gernreich.

Nun auf diese Art darf sich dem Manne ja das Mißtrauen in eigener Person in die Arme werfen. Du wirst so gut seyn, Jude! und mir ihn gleich herbringen.

Schmul.

Ich gehe, und hoffe, ihn nicht lange umsonst zu suchen.

Gernreich.

Aber behandle die Sache so, als ob es bloß Dein eigener Gedanke wäre, ihm zu meiner Be-

kanntschaft zu verhelfen. Er soll nicht glauben, daß ein alter Practikus, wie ich, ihm etwas abler-nen will.

Schmul.

Sey der Herr ohne Sorgen. Ich werde mich als einen Abgesandten beweisen, der sein Handwerk versteht. Leider verwechseln die Leute mich zuweilen mit meinem Nahmensvetter, dem lumpigen Zeitungs-schreiber, der, ob er gleich alle Welt betriegt, doch ein großer Dummkopf, und also gerade das Gegen-theil von mir ist. Wer den rechten Schmul kennt, nennt ihn auch den schlauen Schmul, und kein Rathsherr in der Welt, und kaum ein Karfunkelpoet könnte mich bereden, meinen Verstand mit dem sei-nigen zu vertauschen. (Er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Herr Gernreich, Johann, Madam Gernreich Lischen, ihr Mädchen.

Madam Gernreich.

Alle guten Geister! Sehe ich meinen Mann, oder den lebendigen Teufel? Wer bey Deinem An-blick nicht davon läuft, hat das Herz am rechten Fleck.

Herr Gernreich.

Meine Arbeit erlaubt es nicht, daß ich mich im Hause wie ein Stutzer kleide.

Madam Gernreich.

Du hast recht, mein Schatz! Ich werde es noch erleben, daß Deine Arbeit Dir nicht einmahl mehr erlaubt, ein Hemd auf dem Leibe zu tragen. Verwünscht sey der tolle Schwindel, der sich Deiner bemächtigt hat!

Herr Gernreich.

Ich bitte mir aus, Madam! daß Sie mit mehr Achtung von der edelsten aller Künste sprechen.

Lischen.

Merken Sie wohl auf, Madam! was Ihr Herr Gemahl sagt. Er nennt die Goldmacherey die edelste aller Künste. Und zuverläßig ist die edelste Kunst diejenige, die nur von den reichsten Leuten getrieben werden kann. Aber Herr Gernreich sagt noch viel zu wenig. Wenn es irgend eine Kunst gibt, die dem Menschen den Weg in den Himmel erleichtert, so ist es die seinige.

Herr Gernreich.

Du bist ein kluges Mädchen, Lischen! Aber ich denke, hier sagst Du doch ein wenig zu viel.

Lischen.

O ich will meinen Satz besser beweisen, als der beste Doktor. Wer aufhört, reich zu seyn, entgeht einer großen Versuchung, zum Teufel zu fahren. Wer hört aber schneller auf, reich zu seyn, als

ein Goldmacher, und wer kann also leichter in den Himmel kommen, als dieser?

Herr Gernreich.

Ich begreife nicht, Frau! wie Du eine so naseweise Hexe in Deinem Dienst leiden magst.

Lischen.

Welche unglaubliche Verwandlung! In einem Augenblick wird ein kluges Mädchen zu einer naseweisen Hexe.

Herr Gernreich.

Soll ich Dir ein Schloß an Dein verwünschtes Maul legen?

Madam Gernreich.

Was hilft es, daß Du Dich über das Mädchen ereiferst, wenn sie recht hat? Kannst Du nicht rechnen? Und muß man es Dir also erst sagen, wie viel Dein verdammtes Goldmachen Dich schon gekostet hat?

Herr Gernreich.

Geduld ist die erste Adepten-Tugend. Der Segen wird auf einmahl kommen.

Lischen.

Ich habe den Segen, der auf einmahl kommen wird, so eben bey seinem rechten Nahmen genannt. Er heißt Armuth.

Madam Gernreich.

Es sind bereits zehn Jahre, seitdem Du ein Geschäft treibst, das Dir Nichts einbringt, als daß es Dir den Kopf toll, und den Beutel leer macht. Treibst Du es noch einmahl zehn Jahre, so weiß ich nicht, wo Dein Verstand bleiben, und welches Handwerk die Noth Dich zu ergreifen zwingen wird.

Lischen.

Aber ich weiß es. Der Herr wird sich als Knappe in ein Bergwerk verdingen, weil er doch schlechterdings dem Gold nachspüren muß.

Herr Gernreich.

Ans Spinnrad mit der Dirne! Und Du, Frau! nimm Dein Strickzeug, oder setze Dich an Deinen Nähramen.

Lischen.

Ihre Frau, Herr Gernreich! will nicht eher nähen oder stricken, bis Sie ihr Faden oder Garn von dem Golde kaufen, das Sie gemacht haben. Schickt es sich für die Gemahlinn eines Goldmachers, daß sie wie das Weib eines Schuhflickers strickt oder näht?

Herr Gernreich.

O Geduld, Du Kardinaltugend, sey kein Weib, und bleibe mir treu! Aber ich werde Euch unverschämten Weibern noch heute das Maul stopfen.

Gleich wird ein Fremder hier seyn, der mich zusehen lassen will, wie er ächtes, reines arabisches Gold macht.

Lischen.

Der Fremde? Dieser Fremde, sage ich Ihnen, ist ein Spitzbube. Er ist der ärgste Betrieger, nach welchem jemahls dem Galgen das Maul gewässert hat.

Herr Gernreich.

Kennst Du ihn denn?

Lischen.

Ist er nicht ein Goldmacher?

Herr Gernreich.

Allerdings. Aber woher weißt Du, daß er ein Betrieger ist?

Lischen.

Ist zwey Mahl zwey nicht vier? Wenn ich noch zweifeln soll, ob ein Goldmacher ein Betrieger ist, so läugne ich auch, daß meine Mutter ein Weib war.

Herr Gernreich.

Was hindert mich, daß ich Dich nicht in meiner Feuereſſe zu Pulver verbrenne? Darfst Du, Gottsvergessene! mich ins Angesicht einen Betrieger schelten?

Madam Gernreich.

Was bist Du denn sonst, thörichter Mann? Du betriegst sogar Dich selbst, und Frau und Kinder bringst Du um das Ihrige.

Herr Gernreich.

Nun, was zu toll ist, ist zu toll! Hinaus, Ihr zwey Furien, und sucht Eure dritte Schwester! Thut, was Euch gelüstet, wenn ich Euch nur vom Hals bekomme! Macht, wenn Ihr je des Teufels seyn wollt, sogar Reime, und erzählt in Reimen dem Buchhändler Brockhaus so lange die Ohren voll, bis er in der Verzweiflung Euch den Preis ausbezahlt, um welchen dieser untriegliche Schönheitskenner und unerbittliche Schönheitswardein sogar die Enkelinn der Karschinn vergebens sich ihre der Nadel ungewohnten Finger schwärzen ließ.

(Madam Gernreich und Lischen gehen ab.)

Johann.

Herr Gernreich, Herr Gernreich! Was fällt Ihnen ein? Wie kann ein Mann seine Frau, seys auch in der größten Wuth, Poesie treiben heißen? Und vollends Sie sollten in diesem Punct vorsichtiger seyn, als jeder Andere. Ein Haus, in welchem der Mann Gold, und die Frau Reime macht, kann von keinem Gott gegen den Untergang geschützt werden. Aber wahrhaftig, hier kommt der Jude mit

einem Menschen, der es nicht übel nehmen kann, wenn man ihn eher für einen Bettler, als für einen Goldmacher ansieht. Könnte ich auch nur Bley statt Gold machen, ich wollte mir wenigstens einen guten Rock auf den Leib schaffen.

Herr Gernreich.

Du bist ein Einfaltspinsel. Jeder ächte Goldmacher legt es darauf an, daß wie überhaupt, also auch bey ihm, der Schein betriege. Aber gehe, und trage den Blasebalg und die Feuerzange hinweg. Hohle mir auch meine Perrücke, damit ich Dir den Hut geben kann.

(Johann geht, und kommt wieder mit der Perrücke, die er seinem Herrn aufsetzt.)

Siebenter Auftritt.

Herr Gernreich, Johann, Nimmweg, und Schmul.

Schmul.

Hier, bester Herr Gernreich! ist der Mann, den ich beynahe auf den Knien bitten mußte, bis er sich entschloß, mich zu Ihnen zu begleiten.

Gernreich.

Ich freue mich, mein Herr! einen Mann zu sehen, der mit mir das gleiche hohe Ziel, Schlechtes in Edles zu verwandeln, verfolgt. Seit wenn

hat unsere Stadt das Glück, Sie in ihren Mauern zu sehen?

Nimmweg.

Ich bin ein Feind aller unnützen Komplimente, und aller unnützen Fragen.

Johann, (leise zu Herrn Gernreich.)

Der Kerl sollte lieber kürzer sagen: Ich bin ein Feind aller Höflichkeit!

Gernreich, (zu Nimmweg.)

Mein Herr! Es sollte mich freuen, wenn ich Ihnen hier irgend eine Gefälligkeit erzeigen könnte.

Nimmweg.

Erzeigen Sie mir die Gefälligkeit, mich mit Ihren Anerbiethungen zu verschonen. Ich wüßte auch gar nicht, worin die Gefälligkeit bestehen sollte, die Sie mir erzeigen könnten.

Gernreich.

Kein Mensch ist, der nicht dem andern zu dienen im Stande wäre. Sie sind hier fremd, und ich dächte, es müßte Ihnen erwünscht seyn, durch mich mit rechtschaffenen Leuten bekannt zu werden.

Nimmweg.

Mit rechtschaffenen Leuten! Was verstehen Sie unter rechtschaffenen Leuten? Wo ist die Laterne, mit welcher man sie suchen muß? Es ist nur ein kleines Stück Welt, das ich nicht durchreist habe.

Aber rechtschaffene Leute fand ich so wenig, als Wundermenschen, welche Augen, Maul und Nase auf der Brust haben. Nur meinen Lehrmeister, Albufagomarfagius, nehme ich aus. Dieser große Mann allein überzeugte mich, daß man rechtschaffen, und doch ein Mensch seyn kann. Er, und nicht der Engländer Yorik ist es, dem man die Erfindung der Empfindsamkeit zu danken hat, und wie weit er sein Mitleid selbst gegen das unvernünftige Vieh zu treiben pflegte, davon will ich Ihnen von tausend nur Ein Beyspiel erzählen: Einst schlief seine Katze auf seinem Rockärmel, als gerade die Glocke ihn zum Gebeth rief. Was sollte er thun? Die Katze im Schlaf stören, oder die Bethstunde versäumen? Um sich weder der einen, noch der andern Sünde schuldig zu machen, trennte der gewissenhafte Muselmann und treue Katzenfreund das Stück Ärmel, auf welchem das Thier lag, von dem Rock, und opferte also diesen der schlummernden Rattenfängerinn, die ihm die Wohlthat nicht einmahl dankte. Dafür war aber der Mann auch weder ein Deutscher, noch ein Engländer, noch ein Holländer, sondern ein Araber.

Gernreich.

In der That, solche Barmherzigkeit kann nur ein Adept beweisen, und ich hoffe, die rührende Ge-

schichte wird in Reime gebracht; und unter dem Titel: Das Lied vom braven Mann und seiner Katze, von den beliebtesten Künstlern und Künstlerinnen auf allen Bühnen und in allen Gasthöfen declamirt werden. Vermuthlich, mein Herr! kommen Sie eben jetzt aus Arabien?

Nimmweg.

Fragen und kein Ende! Nicht aus Arabien, aus dem Mond komme ich. Aber ich bitte mir aus, mein Herr! daß Sie mich mit allen Fragen nach den dortigen Merkwürdigkeiten verschonen.

Gernreich.

Fragen, wie die meinigen, waren von jeher üblich, um ein Gespräch einzuleiten.

Nimmweg.

Ich bin aber ein Todfeind von allen Einleitungen. Keine Zeit kann edler seyn, als die meinige; und darum muß Jeder, dem ich mit mir zu reden vergönne, sogleich zur Sache schreiten.

Gernreich.

Ich habe mit Vergnügen vernommen, daß Sie ein Eingeweihter in dem erhabensten aller Geheimnisse, oder wie man in der gemeinen Sprache sagt, ein Adept sind.

Nimmweg.

Von Leuten, die, wie ich, einiges Aufsehen in

der Welt erregen, sind immer alle möglichen Gerüchte im Umlauf, und was ist also natürlicher, als daß zuweilen ein Gerücht dieser Art sich der Wahrheit nähert?

Gernreich.

Ich habe die Ehre, mich Ihnen als Ihren Kunst- und Zunftverwandten vorzustellen, und riß mich von meiner Feuereſſe und von meinen Schmelztiegeln im Augenblick los, als ich Ihre Ankunft vernahm. Welche Wonne, sich mit einem Eingeweihten über eine Wissenschaft zu unterhalten, welcher von jeher die Weisesten nachspürten, und die nur den Thoren ein Ärgerniß und eine Thorheit ist!

Nimmweg.

Sie bilden sich also ein, mein Herr! in das Allerheiligste eines Tempels eingedrungen zu seyn, dessen bloße Schwelle zu betreten, schon ein Vorrecht ausgezeichneter Sterblichen ist? Wer waren denn, wenn ich fragen darf, die Wegweiser, welchen Sie sich anvertrauten?

Gernreich.

Ich las stets die besten Schriftsteller.

Nimmweg.

Den Schriftstellern über die edle Kunst sollte man allen die Hände abhacken. Es ist im Ernst zum Todtlachen, wenn ein Büchermacher das Gold-

machen lehren will. Zehn Jahre lang habe auch ich mir über dem gedruckten Unsinn den Kopf zerbrochen, und war am Ende so dumm, als Sie, mein Herr! noch in diesem Augenblicke sind. Endlich erbarmte sich der große Albufagomarfagius meiner, und lehrte mich in Einer Stunde mehr, als ich aus hundert Büchern in hundert Jahren hätte lernen können.

Gernreich.

O mein goldener Herr, erbarmen Sie sich auch meiner, wie Albufagomarfagius, der Große, sich Ihrer erbarmte! Ich sterbe vor Begierde, der Schüler seines Schülers zu seyn, und es versteht sich, daß ich ein dankbarer Schüler seyn will.

Nimmweg.

Noch gestern wären Sie mit Ihrem Anliegen zu früh gekommen. Bey Strafe, auf der Stelle in den Magen einer Hellseherinn zu fahren, um der gaukelnden Sibylle zum Organ ihrer Prophezeyungen zu dienen, war es mir bisher von meinem Lehrmeister verbothen, das Geheimniß irgend einem Sterblichen anzuvertrauen. Aber heute erhielt ich endlich einen Brief von ihm, in welchem er mir unter gewissen Bedingungen erlaubt, dem ersten Wißbegierigen, der mir in einem zerfetzten Schlafrock, mit einer schlecht gekämmten Perrücke auf dem Kopf, und

mit einem Schornsteinfegergesicht begegnen würde, so viel von meiner Weisheit mitzutheilen, als sein Gehirn würde ertragen können. Doch hören Sie selbst seine eigenen Worte. Der Brief ist geschrieben in Hegira, den fünf und siebzigsten des Monats Gora, im neun und neunzigtausend neunhundert und neun und neunzigsten Jahr, und lautet also: Allabricamo Triel Stuki, Elmacino Eben Alfantara Masaci Gombada.

Gernreich.

Mein Herr! ich verstehe kein Arabisch.

Nimmweg.

Hören Sie nur weiter. Vielleicht verstehen Sie die folgenden Worte besser. Mihynki, fährt er fort, Caraffa Almanzera Tarif Elbrunadora Alcantara. Kann man seine Meinung deutlicher und zugleich nachdrücklicher sagen?

Gernreich.

Alcantara? Wie kommt das Wort hieher? So viel ich weiß, führt eine Stadt in Spanien diesen Nahmen.

Nimmweg.

Wenn irgend eine Stadt so heißt, so mag sie es verantworten. Hier hat das Wort eine wichtigere Bedeutung. Es druckt eine Geldsumme aus, die in unserer Münze gerade viertausend Reichsthaler

beträgt, und diese Summe ist es, für welche mir, nicht wegen Ihrer gelben Haare, sondern wegen Ihrem schwarzen Gesicht, mein Lehrmeister erlaubt, Sie nach ihm und mir zum ersten, und also zum dritten Adepten in der Welt zu machen.

Gernreich.

Aber ich bin gewiß, daß der große und großmüthige Albufagomarfagius Ihnen nicht ein Haar krümmt, wenn Sie auch weniger nehmen.

Nimmweg.

Gerade das Gegentheil. Es ist um mich geschehen, wenn ich nur einen Heller weniger nehme, und um Sie, wenn Sie nur einen Heller weniger geben. Nicht um ein Aß darf auch nur eine der Dukaten, in welchen Sie mich bezahlen müssen, zu leicht seyn. Hören Sie nur, wie stark er sich über diesen Punct ausdrückt. Aitzema Granganor Monopotapa Lacangandaro Mihopi Madagascar Rencollavat. Jetzt werden Sie hoffentlich genug wissen, um meine Forderung gerecht zu finden.

Gernreich.

Ich verstehe aber kein Wort von dem Kauderwälsch. Sagen Sie mir doch Deutsch, was Ihnen Ihr Lehrmeister für Befehle gibt.

Nimmweg.

Deutsch soll ich es Ihnen sagen. Sie wissen

gar nicht, was Sie mir zumuthen. Sie könnten vom bloßen Anhören seiner Drohungen des Todes seyn, so entsezlich sind sie. Genug, er schreibt einmahl: Mihopi Madagascar Rencollavat, und also müssen Sie mir viertausend Reichsthaler bezahlen, oder Ihr ganzes Leben ein Pfuscher in der edlen Goldmacherkunst bleiben.

Gernreich.

Aber dürfen Sie denn nicht einmahl aus Großmuth meine Lernbegierde um einen billigern Preis befriedigen?

Nimmweg.

In der That, mein Herr! ich muß über Ihre Einfalt lachen. Haben Sie je die Leute großmüthig gefunden, die ihr Geld ererbt, im Schweiß des Angesichts erworben, oder gestohlen haben? Und Sie verlangen, daß eine Tugend, die von jeher dem Gold und seinen Besitzern den Rücken kehrte, von einem Mann geübt werde, der das edle Metall sogar zu machen versteht! Und überdieß beruht das Verboth des großen Albufagomarfagius auf gar zu wichtigen Gründen. Hören Sie doch nur! Bramini Muhames Nadir Elaocombra Caffares Canonor Elcauari. Wagen Sie es einmahl, diese Säze anzutasten! Doch ich merke, Sie sind im Begriff, sich völlig überwunden zu geben.

Gernreich.

Ich bleibe dabey, viertausend Reichsthaler sind ein zu großes Lehrgeld, selbst wenn man Klingelreime, und also mehr als Gold machen lernt. Und wenn ich so frey seyn darf, zu fragen, wie kann ein Mann, der sich aufs Goldmachen versteht, noch Geld von andern Leuten nöthig haben?

Nimmweg.

Fast machen Sie mich ungeduldig mit Ihren ewigen Einwürfen. Wenn ich viertausend Thaler von Ihnen fordere, folgt daraus, daß ich Sie nöthig habe? Ich habe sie gar nicht nöthig, und will sie nur, weil ich sie will, und weil mein Lehrmeister schreibt: Bramini Muhames Nadir. Und was wollen Sie mir auf die nähmliche Frage antworten? Warum krümmen Sie sich wie ein Wurm, wenn Sie viertausend Reichsthaler für das Geheimniß bezahlen sollen, täglich wenigstens hundert Scheffel Dukaten hervorzubringen?

Gernreich.

Freylich, hundert Scheffel Dukaten sind mehr als viertausend Reichsthaler, man mag beyde Summen mit dem Kornmaß messen, auf der Wage wägen, oder auf dem Bret zählen. Aber diese habe ich schon, und jene soll ich erst bekommen. Kurz, mein bester Herr! ich möchte gern noch ein Wort

reden, wenn ich mich nur so ausdrücken könnte, daß Sie nicht böse würden, und doch verständen, was ich sagen will.

Nimmweg.

O ich lese Ihre Gedanken in Ihrem Gesicht, so rußig es auch ist. Sie wollen kurz und gut sagen, ich könnte leicht ein besserer Spitzbube, als ein Goldmacher seyn, und ich gestehe Ihnen, wäre ich an Ihrer Stelle, ich würde gerade so denken. Aber Sie sollen erfahren, was es heißt, ein Schüler des großen Albufagomarfagius seyn. Für jetzt verlange ich Nichts von Ihnen, als Sicherheit für meine Belohnung, und die letzte selbst erst, wenn Sie die Kunst, Gold zu machen, vollkommen begriffen haben. Bey dieser Vorsicht müßte doch wohl der Teufel selbst die Hoffnung aufgeben, Sie zu betriegen.

Gernreich.

Der große Albufagomarfagius pflegt, wie ich sehe, unvergleichliche Schüler zu ziehen. Der Handel sey hiemit geschlossen, und der Jude soll die viertausend Reichsthaler in Verwahrung nehmen, um sie Ihnen zuzustellen, sobald mir das erste Gold aus meinen Tiegeln entgegenlacht.

Nimmweg.

Schlagen Sie ein, bester Herr Gernreich! Mein Geheimniß ist das Ihrige, und wenn Sie nicht, ehe

Sie sich schlafen legen, sich einen Thron von selbst gemachtem Gold erbauen können, so sagen Sie kecklich, Ihr Lehrmeister sey ein Spitzbube. Sie sind mein erster Schüler, und ich hoffe wenigstens den Triumph zu erleben, daß Sie alle Ihre sogenannten guten Schriftsteller ins Feuer werfen.

Gernreich (weint.)

O ich armer, unwürdiger Mann! Womit habe ich es verdient, daß ich auf einmahl so reich werden soll?

Nimmweg.

Fassen Sie Muth, Herr Gernreich! Man muß auch im Glück nicht verzagen. Es wird Ihnen nicht an Freunden fehlen, die Ihnen das Ihrige ertragen helfen.

Gernreich.

Ist es nicht genug, daß die Sorgen dem Glück auf dem Fuß folgen? Müßen Sie auch noch seine Vorläufer seyn?

Nimmweg.

Verbannen Sie die Grillen, und führen Sie mich in Ihr Laboratorium. Ich muß sehen, ob es so eingerichtet ist, wie ich es für meinen Zweck brauche.

Gernreich.

O ein Gang auf Leben und Tod! Goldma-

chen, oder nicht Goldmachen? Seyn, oder Nichtseyn? Das ist die Frage! O mein Kopf, mein Kopf! Gott weiß, wo er steht, ich nicht.

(Gernreich, Nimmweg und Schmul gehen ab.)

Neueste

poetische und prosaische

Werke.

Dritten Theile

sechste Abtheilung.

I.

Noch ein Wort über ein Verboth des Büchernachdrucks, mit Rücksicht auf das Publikum.

Den Büchernachdruck verbiethen, hieße wenigstens von hundert Lesern neun und neunzig von dem Besitz eines Buchs ausschließen. Kann man dieses Verfahren mit der Absicht rechtfertigen, den hundertsten, der ohne den Nachdruck die ächte Ausgabe gekauft haben würde, für den Verleger zu erhalten? Ich antworte: Wenn man es kann, so muß wenigstens aufs strengste bewiesen werden:

I. Daß wirklich ein solcher hundertster vorhanden ist,

II. daß der Verleger sich seiner durch kein anderes Mittel, als durch ein Verboth des Nachdrucks, versichern kann, und endlich

III. daß dieses Mittel, nähmlich ein Verboth des Nachdrucks, überhaupt gerecht ist.

Es ist aber das Erste behaupten, und sich für allwissend erklären, geradezu einerley, und der sein Gewerbe vertheidigende Nachdrucker braucht also über diesen Punct weiter kein Wort zu verlieren.

Der zweyten Behauptung setze ich die Forderung an den Verleger entgegen: Verhüthe, daß Dein Buch nicht nachgedruckt werden kann, bis Du Dich der Käufer desselben, es seyen ihrer viele oder wenige, versichert hast. Daß die Verleger selbst am besten wissen, auf welche Weise man dieser Forderung Genüge leistet, haben sie längst der Welt durch ihre häufigen Ausgaben auf Unterzeichnung bewiesen.

Will man, um die dritte Bedingung zu erfüllen, beweisen, daß ein Verboth des Nachdrucks überhaupt gerecht ist, so übernimmt man den Beweis folgender Sätze:

I. Man kann eine Waare verkaufen, und doch noch Herr derselben bleiben;

II. Man kann eben deswegen eine Waare kaufen, ohne das Eigenthum derselben zu erlangen;

III. Der armseligste Büchermacher hat das Recht, was die Natur frey gegeben hat, und was schlechterdings frey seyn muß, den Gebrauch der Schriftzeichen, zu beschränken;

IV. Der Armselige hat dieses Recht sogar, wenn

1) der Schaden, auf welchen er dasselbe gründet, von ihm schlechterdings nicht bewiesen werden kann, und wenn

2) eben dieser nie zu beweisende Schaden ein selbst verschuldeter ist.

Muß also nicht Jeder, dem Freyheit, Recht und Wahrheit am Herzen liegen, seinen Unwillen gegen diejenigen Schriftsteller und Buchhändler laut erklären, die ohne einen andern Grund, als ihren noch obendrein schlecht rechnenden Eigennutz, ein Verboth des Nachdrucks ertrotzen wollen?

II.

An den Verfasser eines Buchs über einen bekannten deutschen Schriftsteller.

Guter Freund! Du schreibst ein Buch über einen von Dir vergötterten Poeten. Ich fürchte, man wird schon aus diesem Grunde schwerlich jemahls ein Buch über Dich schreiben, wenn gleich Deine Albernheit Stoff zu zehn gibt.

III.

Morgengedanken.

1.

Traurige Trauerspiel-Bemerkung.

Brüste Dich immer, verächtlicher und verachteter Pöbel! Leute gehen aus Deiner Hefe hervor, auf deren Ruf das gewaltige Schicksal auf den Bretern erscheinen muß.

2.

Sonderbares Schicksal.

Den armen Pusillus scheint sein feindliches Schicksal zu einem Schlachtopfer der Buchhändler bestimmt zu haben. Schon seit Jahren sehen wir ihn, wie er vor dem einen unaufhörlich auf den Knien liegen muß, indeß der andere ihn unbarmherzig mit Scorpionen peitscht.

3.

Der Recensent.

Ich, meint Ihr, soll den Pusillus für das Urtheil züchtigen, das der Tolle aus toller Rachsucht über mein Buch zu fällen, die Frechheit hatte? Es soll geschehen, sobald ein Werk von ihm ans Licht

tritt, das ich mit gleichem Unrecht schmähen kann, als er das meinige.

4.

Der Zahme.

Wie schmiegt sich der aufgeblasene Pusillus, der mit seinen Schicksalstragödien, gleich dem Schwärmer des Feuerwerkers, ein wenig sprühte, krachte, und — mit einem nicht lieblichen Geruch erlosch, vor seinem hochfahrenden Verleger! Nicht an Verstand, wohl aber an Plumpheit und in der Eigenschaft ist der Erbärmliche dem Elephanten ähnlich, daß sich ihm Niemand ohne Gefahr nähern darf, als der Mensch, der — ihn füttert.

5.

Aus einem alten römischen Autor.

Furius ist freylich der verächtlichste Bürger im Staat, aber zugleich auch der reichste. Er ist mit Schande bedeckt, aber auch mit Gold. Es ist bloße Verleumdung, wenn man behauptet, er pflege auf die Leute, die ihm verhaßt sind, oder mit andern Worten, auf die rechtlichen Leute, Pasquille zu schreiben, indem er dieses Geschäft noch stets einem guten Freund übertragen hat. Seine Almosen gibt er öffentlich, um auch bey dieser Gelegenheit leichtsinnig-gutherzigen Verschwendern ein Beyspiel der Sparsamkeit zu geben. Er wird öfter vor Zorn, als vor

Scham roth, weil seine Galle reizbarer ist, als sein Gewissen. Er verzeiht Euch keine Beleidigung, selbst diejenige nicht, die er — Euch erzeigt hat. Wenn man ihm gleich von Rechtswegen allen Muth absprechen muß, so würde man ihm doch Unrecht thun, wenn man ihn furchtsam nennte, weil er die Gabe der Unverschämtheit im höchsten Grade besitzt. Er hört auf, ein Heuchler zu seyn, wenn seine Boßheit über seine Besonnenheit den Sieg davon trägt, und ist kein Schmeichler, wenn er ohne Gefahr sich seiner natürlichen Grobheit überlassen kann. Hat er keine Verdienste, so besitzt er doch den Stolz, zu welchem Verdienste berechtigen. An den ehrlichen Leuten rühmt er es ungemein, daß sie ihn nicht betriegen, und fordert selbst von dem Spitzbuben, wenn er seiner bedarf, treue Dienste. So viel er auch auf seinen Stand hält, so geschickt weiß er doch mit dem vornehmen Stolz den Hochmuth des Pöbels zu paaren. In den öffentlichen Angelegenheiten zeigt er sich eifrig aus Wuth, und hält es selbst mit der guten Sache, wenn es ihm die Rachsucht gebiethet, oder wenn er hoffen kann, ihr durch seinen Beytritt zu schaden. Eifert er, nicht ohne Eigennutz, für die Rechte des Bauernstands, so glaubt man in der That einen Bauer zu hören, und bewundert ihn fast noch mehr, als man ihn verachtet. Aus Furcht, sein

Geld zu mißbrauchen, braucht er es gar nicht, und wer wagt es noch, seine schnöde Habsucht und seinen schmutzigen Geiz zu schelten, wenn er beyde Laster ihn mit den Worten rechtfertigen hört: Lieber Himmel! Ich wäre ja Nichts, wenn ich — Nichts hätte!

Ich habe Euch freylich nicht lauter löbliche Dinge von dem guten Furius erzählt. Indessen müßen doch auch seine Feinde bekennen, und ich, sein Freund, bekenne es gern mit ihnen, daß es ihm keineswegs an Ehre fehlt, nähmlich an der, die sich — kaufen läßt.

IV.

Der Freundschaftsdienst.

Der gute Davus! Wer hat größere Ansprüche auf meinen Dank, als er? Aus lauter Freundschaft pflegt er mir jedes gesprochene oder gedruckte Schelt-wort, das die Feinde meiner Freymüthigkeit gegen mich ausstoßen, getreulich zu hinterbringen. Er hebt die von einem ohnmächtigen Pöbel fruchtlos nach mir geworfenen Steine sorgfältig von der Erde auf, und schleudert sie mir alle richtig an den Kopf.

V.

Die Dichter-Denkmahle.

Der Versuch, in Elysium bey den Schatten der alten Klassiker Griechenlands und Roms Unterzeichnung für die Denkmahle der berühmtesten Poeten der neuesten Zeit zu sammeln, soll den gehofften Erfolg nicht gehabt haben. Homer, Euripides und Sophocles schüttelten die Köpfe bey dem Ansinnen nicht weniger, als Plautus, Horaz und Virgil, und alle bewiesen sich als gar freche Spötter des Unternehmens. Ihr Barbaren, fuhren sie die Sammler an, was sind die gepriesensten Werke Eurer Poeten, als Satyren auf die unsrigen? Und Ihr wollt, daß wir noch gar mit unserer Armuth Euch unsere Erbfeinde verewigen helfen? Statt Euren Poeten durch Steine Euren Dank und Eure Achtung zu bezeugen, steinigt lieber Eure neuesten sogenannten Ästhetiker, die als ächte Controversprediger des gesunden Menschenverstands und der Sittlichkeit nicht müde werden, auf Eurem Helikon das Evangelium des Unsinns zu verkündigen.

Ich wage es nicht, die ganze Litaney dieser Lästerungen nachzuschreiben, und indem ich die Rache an den alten vergessenen Pedanten, in deren Augen die neueste, und also allein seligmachende deutsche Poesie und Poetik als ein dichter und naßkalter böotischer Nebel erscheint, dem freundlich bellenden Pförtner an dem deutschen Unsterblichkeits-Thürlein, überlasse, sehe ich im Geist schon den Erfolg des preiswürdigen Unternehmens. Alle vollen und alle leeren Beutel stürzen sich um, jene, um das Ihrige beyzutragen, und diese, um zu zeigen, daß, was sie beytragen können — Nichts ist, und die deutsche gebildete Welt müßte noch ärmer und noch ausgestorbener seyn, als sie es in der That ist, wenn nicht wenigstens Eins der beabsichteten Denkmahle noch früher als der Dom zu Cöln, und auf alle Fälle früher als der Thurm von Babylon, in seiner gänzlichen Vollendung den Wolken und — den Spöttern trotzte.

VI.

Merkwürdige Anekdote von einem Schicksals-Tragödienschreiber.

Ein Schicksals-Tragödienschreiber, dessen Nahme wegen der Erbärmlichkeit seiner Schriften längst untergegangen ist, obgleich das Andenken an seine Anmaßung und an seine Unverschämtheit noch immer fortdauert, hatte die Gewohnheit, die lobpreisenden Anzeigen seiner Tragödien für einige ihm ergebene Tagblätter bey sich selbst zu bestellen.

Die ganze Welt entdeckte im Augenblick den plumpen Betrug, und warf ihn dem literarischen Falschmünzer ins Angesicht vor. Aber der elende Scribent, der sich schämt, soll noch geboren werden, und es war also kein Wunder, daß der unsrige, den wir den armen Pusillus nennen wollen, endlich die erschöpfte Langmuth der Götter zu einer unerhörten Züchtigung reitzte.

Er wurde nähmlich, als er sich anschickte, seiner neuesten Schicksalstragödie durch eine für das berühmte Mitternachtsblatt bestimmte Selbstrecension Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, plötzlich aus seiner eigenen Persönlichkeit herausgerissen. Durch unmit-

telbare Einwirkung der Nemesis hörte er auf, der arme Pusillus zu seyn, und da zugleich durch ein noch unglaublicheres Wunder eben diese Rachegöttinn dem seichtesten und befangensten aller Kunstrichter für einen Augenblick die Gabe, gründlich und gerecht zu urtheilen, verlieh: so wurde jetzt die Tragödie des armen Pusillus von dem armen Pusillus selbst auf eine Art gewürdigt, die ihm zum ersten Mahl, seitdem er eine Feder halten konnte, eine Ansprache an den Beyfall der Welt erwarb. Wir haben hier, begann der wider Wissen und Willen Recht sprechende Anzeiger, eine neue Schicksalstragödie vor uns, bey welcher allerdings dem Leser und Zuschauer die Haare, zwar nicht nach der Absicht des fruchtbaren Verfassers vor Furcht und Entsetzen, aber doch vor Ekel und Abscheu zu Berge stehen. Alles, was ein Trauerspiel zu einem Trauerspiele macht, fehlt dieser unseligen Geburt einer matten und doch zügellosen Phantasie. Will man sich überzeugen, daß es dem Verfasser ganz am ordnenden Verstand gebricht, so betrachte man die innere Einrichtung des Stücks, dessen Fabel zugleich jeder andern den Preis der Ungereimtheit streitig macht. Von seinem Mangel an Geschmack liefert er durch den Bombast seiner Diction, und von seiner technischen Unfähigkeit durch seine, selbst minder zarte Ohren zerreißende Verse

nicht sprechende, sondern schreyende Beweise. Helden endlich, wie die seinigen, können nur in dem Chaos vorhanden seyn, das er sein Gehirn nennt. Doch wozu, wird der Leser fragen, die Kritik eines Werks, das unter aller Kritik ist, und wozu Belehrungen an einen Verfasser, der sich nicht bessern kann, wenn er auch wollte? Übrigens, so lautet die Schlußbemerkung des Anzeigers, tragen auch Schriftsteller, wie der arme Pusillus, das Ihrige dazu bey, um das Reich des Schönen unter uns zu bauen. Ihre Hervorbringungen sind ein Canon des Ungereimten, und da sie Proben von allen möglichen Fehlern nach dem größten Maßstabe liefern, so müssen sie nothwendig den Beschauer, indem sie ihn mit Abscheu erfüllen, nach der entgegengesetzten Laufbahn hinweisen.

Wer war entzückter über diese gerechte Würdigung des armen Pusillus, als — der arme Pusillus? Heil mir, rief er vor Freude tanzend, Apollo muß nothwendig mich öffentlich für seinen Liebling erklären, weil meine Kritik den Verhaßten züchtigte, dessen Werke seinen Augen vor allen andern ein Gräuel sind! O Ihr Setzer des Mitternachtblatts, fuhr er fort, nimmer soll ein Schlummer auf Eure müden Augen, noch ein Schermesser über Euren Bart kommen, bis meine Kritik aller Kritiken von Euch der

Presse überliefert ist, und Ihr, schnellfüßige Postpferde des deutschen Vaterlands, jagt auf Leben und Tod, um die Probe meiner kunstrichterlichen Befugniß in der kürzesten Weile nach allen zwey und dreyßig Winden zu tragen! Freylich wird Nichts so gewaltig seyn, als der Grimm des Afterpoeten über die Aufdeckung seiner Blöße. Aber wer zittert vor den Flüchen der Ohnmacht, und wer lacht nicht über die Schimpfwörter der Gemeinheit?

Mit dieser rücksichtlosen Wahrheitsliebe ließ sich Pusillus, der Recensent, über Pusillus, den Schicksalstragödiendichter vernehmen, und nur das wachsame Auge seines Verlegers und Mäcens, des Buchhändlers Geitzwurm, verhinderte den Abdruck der gerechtesten aller Selbstrecensionen. Geitzwurm sandte sie nähmlich mit fliegender Post und mit dem Geständniß an den Verfasser zurück, daß seit dem Empfang eines Blatts, in welchem Pusillus nicht nur sich selbst nicht lobe, sondern sich sogar nach Verdienst beurtheile, und also — schelte, ihm das Ding, das er seinen Verstand zu nennen pflege, still stehe. Er begehrte zugleich zu wissen, ob denn der arme Pusillus im Ernst von seinen Werken eben so, wie andere vernünftige Leute, zu denken anfange, und setzte hinzu: In diesem unglaublichen Falle wirst Du, mein mir vielfach verpflichteter Knecht! es selbst

billig finden, daß mir vor allen Dingen das Honorar für Deine letzte leidige Tragödie von Dir zurückbezahlt wird, ehe ich mich entschließen kann, die Urkunde im Mitternachtsblatt abdrucken zu lassen, in welcher Du Dich öffentlich für den ärmsten aller armen Sünder erklärst, die jemahls den Zorn der Musen und des Apolls gereitzt haben.

Der Augenblick, in welchem dieses Geitzwurmsche Schreiben von dem armen Pusillus gelesen wurde, war auch derjenige, der die bisherige Bezauberung des unglücklichen Mannes auflöste, und welche Muse vermag diesen entsetzlichen Augenblick nach Würden zu singen? Die Wuth von zehn Tiegern, zwanzig Löwen und dreyßig Leoparden ist Nichts gegen die Raserey des verzweifelnden Tragödiendichters. Er brüllte, daß man ihn vom Königreich Sachsen, bis nach dem Königreich Würtemberg, und noch zehn tausend Meilen weiter vernahm, als seine Tragödien gespielt und gelesen wurden, und nicht zu zählen waren die Backenstreiche, die er aus Rache sich selbst versetzte. Auch nicht ein Härchen ließ er auf seinem fruchtbaren Haupte stehen, und einmahl übers andere befahl er dem Teufel, ihn zu hohlen. Zuletzt warf er die Handschrift der lästernden Kritik ins Feuer, um sie zu Pulver zu verbrennen. Aber o Schicksal, Schicksal! Das Blatt, das als ein Werk

der Nemesis durch keine Menschengewalt vernichtet werden konnte, erhob sich unverletzt aus den Flammen in die Luft, um zuerst in dem gegenwärtigen dritten Theil der Werke eines der unersättlichsten Verschlinger aller Schicksalstragödien und eines eben so unersättlichen Bewunderers des unsterblichen Pusillus, und nachher in allen Zeitschriften, im Morgenblatt wie im Mitternachtblatt, das zürnende Fatum an dem sein Schild aushängenden tragischen Stelzenläufer zu rächen.

VII.

Offenherzigkeiten.

1.

Der Wohlbekannte.

Ein gewißer Schriftsteller, den ich, damit sogleich alle Welt ihn kennt, weder den Dicken, noch den Dünnen, weder den Langen, noch den Kurzen, sondern den Groben nenne, macht sich durch seine Ungeschliffenheit verächtlich, und durch die Einbildung, daß man wegen dieser Ungeschliffenheit ihn fürchte, lächerlich.

2.

Der reichgewordene Buchhändler.

Von diesem Schwachkopf, den sein Buchhandel reich machte, sagt das Publikum treffend, der Witz habe ihm Gold, aber das Gold keinen Witz verschafft.

3.

Die beyden Grobiane.

Wenn einmahl ein bekannter Schriftsteller und sein noch bekannterer Verleger aus Busenfreunden zu Todfeinden werden, so geschieht der leidige Bruch aus keiner andern Ursache, als weil keiner dem andern grob genug ist.

VIII.

Betrachtungen aus Gelegenheit der hinterlassenen Papiere Augusts von Kotzebue.

Die Schrift: Aus August von Kotzebues hinterlassenen Papieren, ist vermuthlich von dem Verleger, Herrn Buchhändler Kummer, ans Licht gestellt worden, ohne daß der Geist des abgeschiedenen Verfassers ihn zu dem Unternehmen aufgefordert hat. Man nimmt von Rechtswegen jeden Nachlaß eines Schriftstellers nicht ohne Mißtrauen in die Hand, und wahrlich, auch an diesen Papieren wäre für die Welt Nichts verloren gegangen, wenn sie ihren Verfasser zu Grabe begleitet hätten. Kotzebue gehörte bekanntlich zu den Schriftstellern, bey welchen Schreiben und Druckenlassen in der Regel eine fortschreitende Handlung ist, und auch aus diesem Grunde läßt sich unmöglich eine große literarische Erbschaft bey ihm vermuthen.

Einige Bemerkungen über die Sammlung, die aus kleinen Aufsätzen vermischten Inhalts, einigen dramatischen Kleinigkeiten, einem Mährchen, einem

Gelegenheitsgedicht, und aus Briefen einiger Schriftsteller an den Verfasser besteht, sind vielleicht manchem Leser nicht unwillkommen.

In der Vorrede, mit welcher Herr Kummer das Buch zu begleiten für gut gefunden hat, kann man einige Äußerungen nicht ohne den Wunsch lesen, sie möchten mit weniger Eifer, und dagegen mit etwas mehr Überlegung zu Papier gebracht worden seyn. Er habe, sagt er, einige Briefe Kotzebues an ihn, die über dessen edlen Charakter und seine Denkart viel Aufschluß gegeben haben würden, aus Furcht nicht abdrucken lassen, kleinlich gesinnte Menschen, die aus allem Gift saugten, und jeder Sache eine falsche Deutung zu geben wüßten, möchten ihm die Mittheilung als Eitelkeit auslegen. Wer Kotzebue gekannt habe, bedürfe keiner weitern Beweise von seinem Werth, und das Geschrey einiger Elenden, die seinen Ruhm beneideten, wisse jeder Unparteyische ohnehin zu würdigen.

Es sey dem ruhigern Nachdenken des Herrn Kummer überlassen, ob es ihm geziemt, irgend Jemand einen Elenden zu schimpfen, und ihn des Ruhmneids anzuklagen, weil er den sittlichen Werth des Herrn von Kotzebue nicht auf gleicher Wage mit ihm zu prüfen pflegt. Ist man ein Elender, wenn man an den edlen Charakter eines Mannes zu glau-

ben sich weigert, der in den meisten seiner Lustspiele allen Gesetzen der Sittlichkeit, und selbst der Zucht und Ehrbarkeit Hohn sprach, der einen Bahrdt mit der eisernen Stirn schrieb, und diese im dreyßigsten Lebensjahr begangene Schandthat noch im späten Alter für eine bloße jugendliche Unbesonnenheit zu erklären, die Frechheit hatte, und der endlich stets bereit war, mit feiler Feder Lehren zu predigen, die sein eigener Verstand und sein eigenes Herz verwarf? Können Briefe eines Mannes mehr für seinen Character beweisen, als seine Schriften und seine Handlungen? Und findet dieser unglaubliche Fall wirklich bey den Briefen, die Kotzebue an Herrn Kummer schrieb, Statt, was kann unverantwortlicher seyn, als daß dieser ihre Bekanntmachung aus einer bloß ihn angehenden Bedenklichkeit unterläßt? In der That, die Besorgniß, von kleinlich gesinnten Menschen für eitel gehalten zu werden, sieht einer Satyre gleich, wenn man bedenkt, daß es auf Nichts Geringeres ankommt, als der erstaunten Welt einen Mann als einen Engel des Lichts darzustellen, der nicht, wie Herr Kummer sagt, einigen Elenden, sondern den würdigsten und edelsten seiner Zeitgenossen großes und mannigfaltiges Ärgerniß gegeben hat, und der selbst die Verachtung nur zu gut fühlte, die von seinem Nahmen unzertrennlich war. Und hätte aus

eben diesem Grund Herr Kummer von den Briefen nicht lieber ganz schweigen, als ihrer auf eine Art gedenken sollen, die, ohne seinen Freund zu entsündigen, ihn selbst der gerechtesten Mißbilligung Preis gibt?

In dem Aufsatze: Betrachtungen über mich selbst, bey Gelegenheit zweyer Recensionen in der jenaischen Literaturzeitung, mit welchem die Sammlung beginnt, suchte der Verstorbene vor allen Dingen den Vorwurf der Eitelkeit von sich abzulehnen. Er habe sich, sagt er, nie auf sein Talent etwas eingebildet, und aus dem Grunde weit höhern Werth auf seine historischen Arbeiten, als auf seine dramatischen Schöpfungen gelegt, weil jene als Arbeiten ihm viele, und diese als Schöpfungen keine Mühe verursacht hätten.

Schwerlich kann Jemand diesen den Herrn v. Kotzebue vollkommen bezeichnenden Erguß ohne Lächeln lesen. Herr v. Kotzebue bildet sich weiter Nichts auf seine dramatischen Leistungen ein, als daß er sich einbildet, sie wären — Schöpfungen! Daß er sie ohne Mühe hervorbrachte, sieht man leider den meisten nur zu deutlich an. Aber seit wenn wird ein poetisches Kunstwerk, oder eine sogenannte poetische Schöpfung ohne Mühe hervorgebracht? Kotzebue be-

kennt hier die Lehre mit dem Munde, die er bei seiner Schriftstellerey practisch übte, und die Kritik braucht sich nicht länger zu wundern, daß sie mit dem Aufzählen seiner Fehler gar nie fertig werden konnte.

Gar possirlich ist es, wenn der bescheidene Autor seine Empfindung bei den Lobsprüchen, mit welchen Hohe und Niedere ihn überhäuften, mit der Empfindung eines hübschen Landmädchens vergleicht, das bey seinem Eintritt in die Welt zum ersten Mahl höre, daß es hübsch sey. Das Mädchen, sagt er, werde vermuthlich etwas eitel werden, aber doch nicht eitler, als man einem hübschen Mädchen wohl vergebe, und nun kommt es auf die Leser an, mit welcher Eitelkeit sie es am liebsten halten, mit der Eitelkeit des liebenswürdigen Mädchens, oder mit der Eitelkeit des noch liebenswürdigern Verfassers des Rehbocks.

Zum weitern Beweise, daß Niemand weniger eitel sey, als er, beruft sich Kotzebue auch noch auf den Umstand, daß er nicht, wie der Eitle, durch fremde Vorzüge verwundet werde. Wenn er aber zur Bestätigung dieser Behauptung hinzusetzt, er habe sich aufrichtig gefreut, als Müllner aufgetreten sey: so werden wohl von hundert Lesern neun- und neunzig ausrufen: Gott verzeihe ihm diese Freude!

Übrigens kann Jedermann behaupten, er sey nicht eitel, aber beweisen kann es Niemand, und da auch Niemand zu diesem Beweise verbunden ist: so würde auch Kotzebue, ohne seine ungemessene Eitelkeit, die ihn jede Gelegenheit, von sich selbst zu sprechen, ergreifen hieß, sich ihn ohne Zweifel erspart haben.

Nicht glücklicher, als sich selbst gegen den Vorwurf der Eitelkeit, vertheidigt Kotzebue seine Werke gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit.

Niemand, sagt er, könne aus seinen Schauspielen die Vertheidigung einer unsittlichen Handlung schöpfen. Welche kecke Behauptung von einem Manne, der in einem seiner berühmtesten Schauspiele, ein ehebrecherisches Weib zu seiner Heldinn gemacht, und nicht etwa bloß das Bedauern, sondern selbst die Achtung der Zuschauer für die Verbrecherinn in Anspruch genommen hat! Und muß man unsittliche Handlungen geradezu vertheidigen, um den Nahmen eines unsittlichen Schriftstellers zu verdienen? Vertragen sich die ärgerlichen Zweydeutigkeiten und Zoten mancher Kotzebueschen Komödien mit der Sittlichkeit. Sind endlich „scherzhafte“ (?) Anspielungen auf Geschlechtsliebe, die sich Kotzebue nicht, wie er selbst bekennt, hier und da, sondern oft und viel erlaubt, nicht eben so schwere Sünden gegen die

Sittlichkeit, als gegen den guten Geschmack? Kotzebue will sich, als ob ein Unrecht darum aufhörte, ein Unrecht zu seyn, weil es Viele begehen, mit dem Beyspiele anderer Schriftsteller vertheidigen, und vergißt zugleich ganz, daß nicht das Darstellen an und für sich, sondern die Absicht des Darstellenden über die Sittlichkeit des Dargestellten entscheidet, oder mit andern Worten, daß auch hier der alte Spruch seine Anwendung findet: Es ist nicht das Nähmliche, wenn Zwey das Nähmliche thun. Wenn z. B. wie Kotzebue sagt, Göthe in den Hexenscenen seines Faust manches derbe Wort ausgesprochen hat: so sieht jeder Unbefangene, daß diese sogenannten derben Worte nicht zur Ergetzung der Zuschauer, sondern um auch in der Rede der Personen die Character-Wahrheit zu behaupten, gesprochen sind, und durch diese götheschen poetischen Worte ist also nicht eine einzige kotzebuesche prosaische Zote entschuldigt.

Nichts kann seichter seyn, als die Art, wie sich Kotzebue gegen den Vorwurf vertheidigt, daß er eine Ehebrecherinn liebenswürdig darstellte. Diese von den Qualen der bittersten Reue gefolterte Ehebrecherinn, sagt er, ist höchst unglücklich, und sogar die Verzeihung ihres Gatten kann ihr, nach ihrem eigenen Bekenntniß, die Ruhe nicht wieder geben. Ist

das, fragt er, unsittlich? Nein, antworten wir auf die seltsame Frage, die Qualen einer Verbrecherinn und ihre Reue sind nicht unsittlich, aber unsittlich ist und bleibt es, wenn man um dieser Qualen und dieser Reue willen das Verbrechen für aufgehoben erklärt, und die Verbrecherinn als liebenswürdig darstellt. Auf Mitleid und auf Verzeihung, die aber nicht mit Strafloſigkeit verwechselt werden darf, macht ein von Reue gequälter Verbrecher Anſpruch, nicht aber, wie Kotzebue will, auf den Preis der Liebenswürdigkeit. Kotzebue pocht zugleich nicht wenig auf drey ihm bekannt gewordene Beyſpiele durch die Gewiſſensbiſſe ſeiner Ehebrecherinn zu ihrer Pflicht zurückgeführter Frauen. Will man ihm auch dieſe der Welt völlig unbekannte Bekehrungen aufs Wort glauben, wer weiß nicht, was man von Leuten, die erſt im Komödienhauſe lernen müßen, daß man nichts Böſes thun, und nahmentlich nicht ehebrechen ſoll, zu halten hat? Noch lächerlicher, als ſein Berufen auf dieſe Bekehrungen iſt ſeine Herausforderung, ihm nur Ein Beyſpiel aufzuſtellen, daß eine Frau durch die Leiden ſeiner Heldinn auf Irrwege geleitet worden ſey. Nicht zu gedenken, daß man von ihm erſt den Beweis ſeiner drey entgegengeſetzten Beyſpiele fordern könnte, ſieht Jeder, daß ein Beweis dieſer Art eine reine Unmöglichkeit iſt, und ſogar durch ein

Selbstbekenntniß nicht geführt werden kann. Oder würde etwa der Verfasser von Menschenhaß und Reue, sobald eine Frau mit den Worten vor seinen Schreibtisch träte: Unbesonnener Prediger einer verwerflichen Moral, Deine Schuld ist es, daß ich eine Ehebrecherinn bin! sein Schauspiel, wie er sagt, im Ernst für würdig erklären, durch Henkershand verbrannt zu werden? Und wem ist es einzufallen, die verderbliche Wirkung seines Schauspiels den Leiden der Heldinn zuzuschreiben? Nicht ihre Leiden, sondern daß er für die Schuldige dieselbe Theilnahme, die nur dem unschuldig Leidenden gebührt, zu erregen sucht, ziehen dem Stück den gerechten Vorwurf der Unsittlichkeit zu. Doch genug, und vielleicht schon zu viel zur Widerlegung elender Sophismen! Aber fragen muß man, ob nicht gewiße Leute endlich aufhören werden, den Geist eines Mannes zu lobpreisen, der so oft zu dem Zweifel berechtigt, ob ihm auch nur gesunder Menschenverstand zu Theil geworden sey?

Von dieser Rechtfertigung geht der Verfasser auf den Versuch über, sich selbst zu beurtheilen. Er will, wie er sagt, untersuchen, welcher Rang ihm als dramatischer Dichter gebühre, und beginnt dieses Unternehmen mit der Erklärung, daß er von einem Paar hundert Schauspielen, die er schrieb, ein Drit-

tel, oder wenigstens ein Viertel perhorrescire. An den übrigen, diese Verdammung nicht theilenden, glaubt er, wäre es noch immer genug, um ihm eine Ehrenstelle unter Deutschlands dramatischen Dichtern zu bewahren, und wahrlich dieser Behauptung wird Niemand widersprechen, sobald er mit dem Verfasser — über den Werth der mit der Perhorrescenz verschonten Stücke einig ist.

Von den Eigenschaften, die Anspruch auf den Nahmen eines dramatischen Dichters geben, besaß Kotzebue nach Kotzebues Urtheil die erste und vorzüglichste, eine lebhafte Einbildungskraft, in einem mehr als gewöhnlichen Grade. Die Form seiner Schauspiele ist diejenige, die gerade für unsere Zeit paßt. Dem Ausspruch, daß ihre Exposition meistens gut sey, setzt der Verfasser hinzu, er habe diese Kunst in Lessings Werken studiert. Von der Scenen-Verkettung in seinen Schauspielen bekennt er, daß sie oft fehlerhaft sey, und von den Schauspielen selbst, daß es wenige unter ihnen ohne langweilige und müßige Scenen gebe. Der oft viel zu grelle Wechsel des Komischen mit dem Tragischen, besonders in den frühern, wird ebenfalls mit der Bemerkung getadelt, daß auch Shakespear diesem Fehler, den man nicht nachahmen sollte, unterworfen gewesen sey. Richtig ist, wie er sagt, seine Charakter-

zeichnung, so lange er sie nicht durch einen witzigen Einfall verdarb, der nicht für die prechende Person paßte. Daß er seinen ihm selbst von seinen Freunden zugestandenen Witz nicht für Gedankenfülle geltend machen kann, ist, wie er sagt, — Schade, da an diesen seine Schauspiele wenn nicht arm, doch auch nicht reich sind.

In Kraft und Gediegenheit der Sprache bekennt er Schillern und Andern weit nachzustehen, und sogar von Müllnern übertroffen zu werden.

Wenn gleich nicht seine Verse, so möchte doch seine Prosa mit jeder andern sich messen dürfen, und im Dialogisiren ist ihm, wie er meint, Keiner überlegen.

Den Vorwurf, es fehle ihm an Fleiß, nimmt er seinen Beurtheilern sehr übel, und versichert, er arbeite und feile mit großem Fleiß.

Was ist nun von dieser Kotzebueschen Selbstbeurtheilung Anders zu sagen, als daß sie einen rohen Naturalisten verräth, und den Mangel an Einsicht des Verfassers in das Wesen der von ihm geübten Kunst noch auffallender beurkundet, als seine Eigenliebe? Da überhaupt eigenes Lob unerlaubt, und eigener Tadel Niemand zuzumuthen ist: so wird sich stets jeder verständige Schriftsteller eines öffentlichen Urtheils über seine Werke enthalten, und

statt der Welt zu sagen, was diese werth sind, lieber es von ihr erfahren.

Man hat oben gelesen, daß Kotzebue an seinen Werken mit vielem Fleiß zu arbeiten behauptete. Zu diesem gemeinen Fleiß kommt noch ein höherer, nähmlich Studium, das er nahmentlich der Exposition in den Lessingschen Schauspielen gewidmet haben will. Also Fleiß und Studium wendet er auf Werke, von welchen er kaum vorher versicherte, daß sie keine Arbeiten, sondern Schöpfungen wären, die ihn keine Mühe kosteten? Nur bey einem Kotzebue, der immer auf der zweyten Seite seiner Schriften wieder vergißt, was er auf der ersten gesagt hat, hören solche Widersprüche auf, Verwunderung zu erregen.

Man lernt aus diesem Aufsatz Kotzebue als einen Verehrer Müllners kennen, und nahmentlich behauptet er von der Schuld, daß sie der Einbildungskraft des Zuhörers ein ganzes Gemählde liefere. Wenn dieses Lob den Kunstrichterberuf des Urtheilenden in ein sehr zweydeutiges Licht setzt, so hat auch der Gelobte keine sonderliche Ursache, sich seiner zu freuen, da zugleich das gerühmte Verdienst seines ersten Schauspiels seinem zweyten, dem Yngurd, nur in einem geringern Grade zugestanden, und also angenommen

wird, der Verfasser schreite rückwärts, statt vorwärts.

Noch nicht satt, von sich selbst zu sprechen, widmet Kotzebue der Frage: Woher kommt es, daß ich so viele Feinde habe? eine eigene Untersuchung.

Ein Schriftsteller, der viele Feinde hat, will die Ursachen anzeigen, warum dieses Los ihn traf! Wer schüttelt nicht den Kopf über das Beginnen? Einmahl hat nur der Mensch Feinde, der Schriftsteller aber hat Gegner, und nur die Eitelkeit beredet ihn, diese mit jenen zu verwechseln. Diesen wesentlichen Unterschied aber auch bey Seite gesetzt, muß man schon bey der bloß die eigene Persönlichkeit betreffenden Frage: Warum habe ich Feinde? dem Untersuchenden die Befugniß zu urtheilen absprechen, und zugleich fragt man billig: Wozu überhaupt die Frage? Mit öffentlichen Gegnern oder Feinden, lernt man zugleich auch die Ursachen ihrer Abneigung kennen, und ist also nicht in dem Falle, diesen erst nachzuspüren. Sind die Ursachen der Anfeindung so geartet, daß sie eine Rechtfertigung des Angefeindeten, oder vielmehr des Angegriffenen erfordern, so beschäftige er sich mit dieser, und Kotzebues Aufsatz hätte also dem Zwecke, den er auch wirklich hat, gemäß, öffentliche Rechtfertigung

gegen öffentliche Beschuldigungen genannt werden sollen. Sich gegen diese zu vertheidigen, ist Jeder berechtigt, und in manchen Fällen sogar verpflichtet, und wer diese Pflicht verabsäumt, und dafür zu gehässigen Muthmaßungen über die Absichten seiner Gegner seine Zuflucht nimmt, gibt ihnen, statt sie zu besiegen, neue Waffen in die Hand. Wärest Du, werden sie ihm sagen, der Mann, der sich gegen unsern Tadel selbst rechtfertigen könnte, Du würdest Dir zuverläßig die ohnehin vergebliche Mühe ersparen, den Quellen desselben nachzuforschen, und nothwendig muß bey dieser Behauptung die Welt, die der Getadelte in seinem Streit mit ihnen zum Richter erkoren hat, auf ihre Seite treten. Aber zu seinem Schaden zeigte der Verfasser auch bey dieser Gelegenheit wieder eben den Mangel an klaren Begriffen, und an reifem und ruhigem Urtheil, den ihm seine sogenannten Feinde so oft vorgeworfen haben.

Als Leute, die ihn hassen, nennt, um auf den Aufsatz selbst überzugehen, Kotzebue erstens einen großen Theil besonders der jüngern Schriftsteller, zweytens an den Orten, wo er lebte, einen großen Theil der Einwohner, die gern den Ton angeben, und eifersüchtig auf ein gewißes Ansehen im Publikum sind, drittens alle Mystiker, Frömmlinge, Schwär-

mer für das Mittelalter und dessen Poesie, blinde Anbether Göthes, kurz Alle, die sich höhere, feinere, sittlichere Gefühle zutrauen, und ihn, nach ihrem Lieblingswort, für eine gemeine Natur hielten, und endlich viertens alle Buonapartianer.

Wer ruft nicht schon bey diesem Aufzählen aus: Welch ein Lärm um — Nichts! Was in aller Welt kann einem vernünftigen Mann an dem Haß der Anhänger einer religiösen, politischen, oder literarischen Secte oder Schule, oder gar der männlichen und weiblichen Frau Basen seines Wohnorts gelegen seyn? Aber Geduld! Die jungen Schriftsteller, die Mystiker, Frömmler und Göthes-Diener, die Buonapartianer, und die auf ein gewißes Ansehen im Publikum eifersüchtigen Mitbürger des Herrn von Kotzebue ließen ein strenges Gericht über seine Schauspiele ergehen, und um sich die unbequeme Widerlegung ihres Tadels zu ersparen, erklärt er kurz: Die Menschen tadeln mich, weil sie — meine Feinde sind.

Nun zur Untersuchung! ruft der Verfasser aus, nachdem er das gefährliche Heer seiner Feinde gemustert hat, und es lohnt sich schon der Mühe, zu zeigen, was bey dieser Untersuchung herauskommt.

Indem er die Frage beantworten will, warum ihn so viele Schriftsteller hassen, erklärt er, er glau-

be in der That, ohne die unverzeihliche Unbesonnenheit, den Bahrdt mit der eisernen Stirn zu schreiben, würde er noch jetzt ein von allen Recensenten gefeyerter Dichter seyn. Diese Schrift, sagt er, sey die Wurzel alles öffentlichen Hasses, und zugleich aller ungerechten literarischen Angriffe gegen ihn. Mit dem Vorurtheil, er sey ein schlechter Mensch, habe man Alles, was er nachher schrieb, in die Hand genommen. Man habe bey Allem seine Persönlichkeit eingemischt, und das gehässige Urtheil über diese habe bey Vielen, vielleicht unbewußt, auf ihre Ansicht seiner Geisteswerke gewirkt.

Wer glaubt nicht bey diesem entsetzlichen Wirrwar, und bey diesen mehr als kecken Behauptungen, er sey aus den Wolken gefallen? Durch das Pasquill, von welchem die Rede ist, zog sich der Verfasser den gerechten Abscheu aller rechtlichen Menschen, und also freylich auch aller rechtlichen Schriftsteller zu. Aber warum spricht er von den letzten allein? Glaubt er etwa durch diese Schleicherey seiner Schandthat den Anstrich eines bloß schriftstellerischen Vergehens geben zu können? Und ist seine Behauptung, ein *gerechter* Unwille über eine schlechte Handlung des *Menschen* habe *ungerechte* Urtheile über die Werke des *Schriftstellers* erzeugt, nicht gegen alle Vernunft? Und

warum hält er sich, da Nichts leichter ist, als ungerechte Urtheile widerlegen, lange bey der Untersuchung auf, aus welchen Quellen sie geflossen sind? Aber leider sind die Urtheile nur zu gerecht, und darum möchte der Getroffene sie gern als feindselig darstellen. Sagt er doch selbst, der traurigen Catastrophe seines Lebens, nähmlich der Pasquillengeschichte mit ihren Folgen, habe er es zu danken, daß er sich nicht für mehr halte, als er sey. „Vielleicht, setzt er hinzu, wäre es mir am Ende gegangen wie unserem Göthe, der bisweilen die alltäglichsten, langweiligsten Dinge mit der vornehmsten Miene auftischt, weil man ihm, wie Alexander dem Großen, so oft gesagt hat, er sey ein Gott, daß er es am Ende selbst glaubt.“ Können aber Urtheile, die der Beurtheilte im Ernst für ungerecht hält, eine so heilsame Wirkung hervorbringen? Ob übrigens Kotzebue sich nicht für mehr hielt, als er war, mag man aus seiner oben angeführten Äußerung beurtheilen, daß er im Ernst glaube, er würde ohne den Bahrdt mit der eisernen Stirn noch ein von allen Recensenten gefeyerter Dichter seyn.

Wenn auch hier wieder Kotzebue sein verworfenes Pasquill bald eine Unbesonnenheit, bald einen dummen Streich nennt, so erröthet man ordentlich an seiner Stelle über die beyspiellose Schamlosigkeit

des Mannes, der von dem Bahrdt mit der eisernen Stirn mit eiserner Stirn spricht. Rechtliche und unbescholtene Menschen in einer Schmähschrift antasten, ist eine ehrlose Handlung, und doppelt ehrlos ist sie, wenn die Schmähschrift, gleich der Kotzebueschen, mit dem höchsten Grad der Boßheit den höchsten Grad der Sittenlosigkeit verbindet. Verdient diese Handlung nichts mehr, als den Nahmen einer Unbesonnenheit, oder eines dummen Streichs, wahrlich, so hören auch Raub und Mord auf, Verbrechen zu seyn. Nicht ohne Rührung liest man, wie der gute Vater Kotzebue bey dieser Gelegenheit seine lieben Söhne ermahnt, aus seinem Beyspiel die Lehre zu ziehen, daß wer zu einem öffentlichen Leben bestimmt sey, sich sehr hüthe, in seiner Jugend öffentlich einen dummen Streich zu machen, weil er ihm — bis ins Grab nachgetragen werde. Also, man merke auf! Erstens, ein Pasquill ist abermahl Nichts als ein dummer Streich. Zweytens, dumme Streiche, nur keine öffentliche, darf Jeder machen. Drittens, vor öffentlichen dummen Streichen muß man sich nur in Acht nehmen, wenn man zu einem öffentlichen Leben bestimmt ist. Viertens, man muß sich in Acht nehmen, sie öffentlich zu machen, nicht weil es dumme Streiche sind, sondern weil es boßhafte Leute gibt, die sie dem guten

Manne, der sie begeht, nachtragen. Bravo, Herr v. Kotzebue! Wie mochte übrigens Kotzebue sein Pasquill, das er im Finstern ausbrütete, und das er so lange als möglich vor der Welt zu verläugnen suchte, einen von ihm öffentlich begangenen dummen Streich nennen?

Endlich muß auch hier wiederhohlt werden, daß Kotzebue als er diesen sogenannten Jugendstreich beging, beynahe dreyßig Jahre zählte.

Was Kotzebue von seinen übrigen Feinden sagt, liegt größtentheils schon in ihrer Bezeichnung. Die mit ihm an Einem Ort lebenden Männer von Rang und Geist haßten ihn, weil er — oft ihre Einladungen ausschlug, Wohlstandsbesuche vernachläßigte, und sich der ihm Vorgestellten bey der nächsten Zusammenkunft nicht wieder erinnerte. Wahrlich, triftige Gründe des Hasses für Männer von Rang und Geist! Es wird ein Glück für Kotzebue seyn, wenn vernünftige Leute nicht behaupten, er habe entweder den Haß selbst, oder seine Ursachen nur — geträumt, oder die letzten erdichtet, um die wahren zu verschweigen.

Die Ursache des Haßes der Mystiker sucht er in der freylich nicht abzuläugnenden Intoleranz aller Secten, und wenn er zugleich die Nibelunger und die poetischen Götzen- und Göthes-Diener eine

Secte nennt, so wird ihm Jeder beystimmen, der dem Wesen und Treiben dieses leidigen Volks zuzusehen Gelegenheit hat. Vollkommen richtig ist auch seine Bemerkung, daß die Secte der Nibelunger und Mystiker, sich besonders durch Frauen und alte Jungfern sehr vergrößert hat. Frauen, sagt er eben so wahr, als ungalant, sind leicht zu gewinnen, wenn es ihnen erlaubt ist, nicht zu denken, sondern sich bloß an dunkeln Gefühlen zu ergetzen, und da sie in der That nur um zu fühlen geschaffen sind, so ergreifen sie mit Hast alles Wolkige, Dunstige, Nebelige. Von der vierten Klasse seiner Feinde, von den Buonapartianern, sagt Kotzebue, habe er wenig zu sagen, und was er von ihnen sagt, ist — Nichts.

Mit großer Selbstzufriedenheit versichert am Ende der Verfasser, nach der bisherigen gewissenhaften Prüfung sey es ihm klar, daß die aus verunglückten dramatischen Schriftstellern, aus Nachbethern und Neidhammeln, aus Mystikern, Frömmlingen und Schwärmern, aus Buonapartianern und verspäteten Patrioten bestehende Legion seiner Feinde keine gegründete Ursache habe, ihn zu hassen, und man möchte ihn bey dieser albernen Tirade erstens fragen, worin das Gewissenhafte seiner Prüfung bestehe, und zweytens ihm zu Gemüth führen, daß er es nicht sich, sondern dem Publikum hätte

klar machen sollen, daß der Haß gegen ihn wirklich aus den angezeigten Quellen fließe, und also ungerecht sey.

Die Beantwortung einer geschichtlichen Preisfrage der Harlemer Gesellschaft der Wissenschaften hat — den Preis schwerlich davon getragen. Kotzebue als Geschichtforscher und Geschichtschreiber, bey dieser Benennung konnte man sich von jeher nur eine Satyre denken.

Aus dem fragmentarischen Aufsatz: Bücher-Auction im Jahr dreytausend zweyhundert eilf, hätte ein Mann von ächtem Beruf zur Satyre etwas ganz anders gemacht, als Kotzebue. Der Spott besteht bloß in dem Umstand, daß gewisse, jetzt hochgepriesene Werke Niemand kaufen will, ohne daß er verstand, auf die Werke selbst ein lächerliches Licht zu werfen, oder ihre Überschätzung klar zu machen.

Die Versteigerung wird mit einer Abhandlung vom Jahr zweytausend einhundert sieben und siebzig eröffnet, in welcher bewiesen werden soll, daß doch wirklich einmahl ein A. W. S. existirt habe. Die Anwesenden streiten lebhaft über die Frage. Der Nahme S. sagt Einer, war bloß ein nomen collectivum, und wurde gebraucht, um einen übermüthigen Kritikus, oder einen von Dünkel strotzenden Gelehrten zu bezeichnen. Doch S. hat auch einen Freund

unter den Anwesenden, der es nicht zugeben will, daß er gar nicht gewesen seyn soll. Ein alt = deutscher Volksdichter, Nahmens Bürger, sagt dieser Verfechter des angefochtenen S. . . schen Daseyns, habe ihn, als bey dem damahligen Geschmacks = Zerfall die Sonette Mode geworden wären, in einem solchen Gedicht einen jungen Adler genannt. Dieser Umstand, antworten die Gegner, beweist Nichts, weil wahrscheinlich der alte Volksdichter bloß die Kritik seines Zeitalters habe persiflliren wollen. Erwähnen auch, fahren sie fort, gleichzeitige Schriftsteller seiner, so geschieht es doch immer auf eine Art, die sich sehr wohl auf das Genus übermüthiger Kritiker deuten läßt, und schwerlich kann auch so viel Arroganz, als man ihm vorwirft, jemahls in Einer Person vereinigt gewesen seyn. Die Abhandlung wird am Ende, nachdem Alle in der Wahrheit übereinstimmen, daß ein Streit über die Existenz eines Schriftstellers, von dessen Werken nicht Ein Blatt auf die Nachwelt kam, lächerlich sey, für das Anboth von sechs Pfennigen verkauft. Man fragt billig, warum Kotzebue einen Schriftsteller, den er sonst kenntlich genug schildert, bloß mit den Anfangsbuchstaben A. W. S. bezeichnete. Man wage entweder gar keinen Angriff, oder man wage ihn offen!

Wielands Werke werden für den Herzog von Tobolk für tausend Thaler erstanden. Hielte ihn der Nachdruck nicht in Schranken, der Verleger würde sie schon in unsern Tagen kaum für einen geringern Preis erlassen.

Für die Schillerschen Werke hatte der Kaiser von China eine seines Rangs und seines Geschmacks würdige Summe bestimmt. Doch verschmäht er die Turandot, weil er sie nicht für eine Chineserinn erkennen will.

Bey dem Ausrufe: Göthes vollständige Werke! erwiedert einer der Anwesenden: Die vollständigen! Diese gehören nicht unter die Classiker, und die Sammlung geht endlich für nicht mehr als zehn Sinadors weg, indessen ein funfzig Jahre nach dem Tode des Dichters veranstalteter Auszug in fünf Bänden, nachdem die Liebhaber versichert wurden, daß weder der Groß-Cophta, noch die Zauberflöte noch Was wir bringen, sich in der Sammlung befinde, auf Auftrag der Universität zu Kurgan mit einem Preise von mehr als fünfhundert Thalern bezahlt wird. Ohne Zweifel hatte dieser Auszug auch aus dem Grunde in den Augen der Kaufslustigen einen höhern Werth, als die vollständige Sammlung, weil er nicht in der berühmten Cottaschen Buchhandlung erschienen war, und also zu jener

was Druck und Papier betrifft, sich ungefähr verhielt, wie der königliche Purpurmantel gegen den bäurischen Zwilchkittel.

Die Werke der berühmtesten Philosophen erhält ein Gewürzkrämer für einen Gulden.

Ein letzter Wille des Verstorbenen, den man versiegelt unter seinen Papieren fand, ist zum Erbarmen schlecht, und es läßt sich kaum errathen, was Herr Kummer dachte, als er den Aufsatz in die Sammlung aufnahm.

Zum Beschlusse noch einige durch die Briefe einiger Gelehrten an Kotzebue veranlaßte Bemerkungen.

Engel war bekanntlich ein großer Verehrer der Kotzebueschen dramatischen Muse, und wirklich enthält auch ein Brief von ihm an den fruchtbaren Schauspielhervorbringer eine Menge von Lobsprüchen, auf welche der Lobende so wenig, als der Gelobte stolz zu seyn Ursache hat. Wer sollte glauben, daß ein Mann, der lange Zeit selbst bey den bessern seiner Zeitgenossen für einen scharfsinnigen, gründlichen und ruhigen Beurtheiler galt, aus Gelegenheit der albernen Kotzebueschen Sonnenjungfrau in die Worte ausbrechen könnte: „In der That, ich bin von dem Anfange dieses Stücks ganz bezaubert, und voll außerordentlichen Verlangens nach der Fortsetzung. So viel Großes, Rührendes, Schönes schon in diesen ersten

Acten! Und was für Anlagen zu nachfolgenden immer größern und schönern Scenen! O ums Himmelswillen, arbeiten Sie fort, liebster Freund, und treiben Sie Ihren Abschreiber! Ich bin in dem Zustande eines Hungrigen, der seine Lieblingsschüssel gerochen, auch in der Küche ein Paar Bissen davon genascht hat, und der nun vor Ungeduld umkommt, daß die Tafel noch nicht gedeckt wird.“ — So schreibt Engel, der Kunstrichter, der Verfasser des Edelknaben und des dankbaren Sohns, an — Kotzebue!

Verwunderung, oder — keine erregen, je nachdem man eine Ansicht von Wieland, dem Kritikus, hat, folgende Stellen aus einem Briefe desselben an Böttiger über die Kotzebueschen Hussiten vor Naumburg. Ich müßte mich sehr irren, schreibt er, oder dieses neue Product des Geistes und Herzens unsers unerschöpflichen Freunds ist in jeder Rücksicht nicht nur das schönste und vollkommenste aller seiner bisherigen Werke, sondern in Hinsicht auf die Wirkung, die es auf Leser, Hörer und Zuschauer thun muß, das non plus ultra dessen, was die dramatische Muse über menschliche Gemüther vermag. Der einzige Stein des Anstoßes ist dem guten Wieland, daß das Stück in Versen, und zwar in — gereimten Versen geschrieben ist. Wieland war nähmlich, wie er auch bey andern Gelegenheiten unverhohlen gestand, im Ernst der Meinung, es sey widernatürlich, wenn

Leute auf der Bühne aus dem Stegreif in Versen, und vollends gar in gereimten Versen sprächen, und vermochte also sich nicht zu der so natürlichen Ansicht zu erheben, daß in Reimen sprechen, und Reime machen, zwey ganz verschiedene Dinge sind. Die idealen Personen des Schauspiels haben von Rechtswegen auch eine ideale Sprache, und die reimlosen, oder gereimten Verse, die man aus ihrem Munde vernimmt, sind ihre Prosa. Und diesen Unterschied wollte ein Dichter wie Wieland nicht begreifen? Man muß ordentlich staunen, wenn er in allem Ernst behauptet, der wackere Naumburgische Bürger und Handwerksmann Wolf, in den Hussiten trete, weil er drey Stanzen in den schönsten und vollendetsten Ottave rime declamirt, als Improvisator auf. Übrigens meint er, die Verse milderten den Effect des Schauspiels, das sonst in der Darstellung kaum auszuhalten seyn würde, und auf diese Weise sey, was ihm in anderem Betracht tadelnswürdig scheine, eine glückliche Inspiration der Muse, deren beynahe verzärtelten Günstling er den Dichter der Hussiten nennt. Kotzebue ein verzärtelter Günstling der Muse, und Kotzebuesche Ottave rime, die zu den schönsten und vollendetsten gehören! Mit welcher Strafe wird wohl Wieland dieses Urtheil im Reiche der Schatten büßen?

Zu loben ist das Buch auch keineswegs wegen der Korrectheit des Drucks.

Neueste

poetische und prosaische

Werke.

Dritten Theils

siebente Abtheilung.

1.

Frühlingslied.

Soll ich mit den Lämmern springen
Auf der neu beblümten Trift?
Soll ich mit der Lerche singen,
Die im blauen Äther schifft?
Laden hier die sammtnen Matten
Schmeichelnd mich zum Schlummer ein?
Winkst Du mich in Deine Schatten,
Wie ein Gastfreund, stiller Hain?

Gleich dem Reh, durch weite Räume,
Treibt der wilde Taumel mich.
Blumen frag' ich, Büsch' und Bäume:
Seyd Ihr selig auch, wie ich?
Doch Ihr Stummen! freundlich tauschen
Red' um Rede, könnt Ihr nicht.
Darum laßt mich, um zu lauschen,
Was die Murmelquelle spricht!

Triumphirend sieht die Sonne
Wunder, die ihr Blick gethan;
Denn sie hieß des Himmels Wonne
Der entzückten Erde nah'n.
Streb', o Mensch, der Gottheit Bilde
Streb' ihm ähnlicher zu seyn!
Denn im himmlischen Gefilde
Kann nur Himmlisches gedeih'n.

Flüchtig ist der Blume Leben;
Frühlingsblüthen pflückt der Sturm.
Will die Ceder sich erheben,
Ihre Wurzel nagt der Wurm.
Aber Trotz den Stürmen biethen
Wird der Lenz in Deiner Brust,
Tödtet ihrer Unschuld Blüthen
Nicht der wilde Hauch der Luft.

II.

Die beleidigte Vetula.

Dich, gutes Kind! hätt' ich beleidigt?
Vernimm ein Wort, das mich vertheidigt.
Ich denke stets, o Vetula!
Bey Dir an meine Großmama.

III.

Zeichen der Zeit.

Nah' ist die letzte Zeit, bald kommt der Antichrist,
Weil jeder junge Narr ein alter Deutscher ist.

X.

Nigers Grabschrift.

Nach Dir, o schnödes Gold! rang Niger ohne Wandel;
An eigner Weisheit arm, trieb er mit fremder Handel.
Die Stadt mit Einem Mund nannt' eisern seine Stirn;
Ein Herz hatt' er von Stein; von Bley war sein Gehirn.
Doch Wunder! aus dem Bley ist stets ihm Gold geflossen;
Denn aus dem Bley wird ja die Druckerschrift gegossen.
Jetzt spricht er aus dem Grab: Wie ich, war Keiner reich,
Und Keiner war an Geitz, und Trotz und Stolz mir gleich!

XI.

Wunsch an einen kranken Karfunkel-Poeten.

Armer! Dir selber zum Heil magst Du am Leibe genesen!
Armer! den Lesern zum Heil magst Du genesen am Geist!

XII.

Der gleiche Wunsch in gereimten Versen.

Am Leib und Geist sollst Du genesen!
Der erste Wunsch ist, Freund! für Dich,
Der zweyte — schelte nicht auf mich! —
Ist für die Leute, die Dich lesen.

XIII.

Morgenländisches Reiselied.

Fesseln nicht, in frühen Jahren,
Mag Dich, Freund, der Heimath Bucht!
Zieh von dannen! Durch Erfahren
Reift Dir nur des Lebens Frucht.

Wasser, ändernd nicht die Stelle,
Reicht uns nimmer frischen Trank.
Nur der stets bewegten Quelle
Zollt erquickt der Wandrer Dank.

Ständest Du, des Himmels Sonne!
Gleich den Felsen, unverrückt,
Fühlte noch ein Auge Wonne,
Wenn es Deinen Glanz erblickt?

Heil dem irdischen Gefilde
Bringt der Mond durch seinen Lauf.
Doch verdärb' uns gleich der Milde,
Ging er unter nicht, und auf.

Flöge nicht der Pfeil vom Bogen,
Säh' er je am Ziele sich?
Du, der Grube nicht entzogen,
Edles Gold! wer achtet Dich?

Aloe! der Pflanzen Krone,
Du, des Gartens Pracht und Stolz!
In der heimathlichen Zone
Bist Du nur gemeines Holz.

XIV.

Freundeswahl.

Eine Lehre des Morgenlands.

Soll Dich des Freundes Wahl erfreun,
Darf sie nicht einerley Dir seyn.
Wie Du sie trifft, vertraue mir!
So bringt sie Heil und Unheil Dir.

Ein Regentröpfchen warne Dich!
Auf heißes Eisen senkt es sich,
Und — unerbittliches Geschick! —
Vernichtet ists im Augenblick.

Es fällt, und schöner ist sein Los,
Es fällt in einer Blume Schooß,
Und glänzt als Perl' im Sonnenlicht,
Doch mehr als Wasser ist es nicht.

Es fällt, und — glücklicher Verein! —
In eine Muschel senkt sichs ein,
Und, ändernd Wesen und Gestalt,
Wird es zur ächten Perle bald.

Verbesserungen im zweyten Theil.

S. 7, Zeile 7, statt: den, l. m. dem.
— 12, — 6, statt: verlohren, l. m. verloren.
— 13, — 6, statt: allen, l. m. Allem.
— 14, — 3, von unten, statt: macht, l. m. mahlt.
— 15, — 2, statt: meinen, l. m. meinem.
— 16, — 5, statt: Throne, l. m. throne.
— 23, — 2, statt: frommen, l. m. frommem.
— 26, — 10, nach: Tinte, ist das Wort: nur, einzuschalten.
— 26, — 11, statt: den, l. m. dem.
— 66, — 8, statt: bekannter, l. m. bekannten.
— 71, — 13, von unten, statt: ihm, l. m. ihn.
— 72, — 13, statt: andern, l. m. anderem.
— 77, — 3, statt: der einst, l. m. dereinst.
— 77, — 3, von unten, statt: führte, l. m. führt.
— 83, — 8, statt: Staatversendung, l.m. Staatsversendung.
— 87, — 3, statt: dem, l. m. den.
— 90, — 11, statt: dem, l. m. den.

S. 105, Zeile 5, nach dem Wort: Bedienung, ist statt des Commas ein Punct, und nach diesem statt: versteht sich, zu setzen: Es versteht sich.

— 121, — 3, von unt., statt: prükend, l. m. prüfend.

— 141, — 6, statt: Staar, l. m. Stahr.

— 168, — 18—19 ist nach: Wunder, statt des Colons ein Comma zu setzen.

— 171, — 13—14, statt: als Albernheit, l. m. als eine Albernheit.

— 188, — 1, statt: gegen Nachdruck, l. m. gegen den Nachdruck.

— 188, — 13, statt: verwahrt, l. m. verwehrt.

— 190—191 statt dieser beyden Seitenzahlen stehen unrichtig: 290, 291.

— 191, Zeile 14, statt: der, l. m. den.

— 199, — 6, von unten, statt: Noch ist es, l. m. Ist es.

— 225, — 12, statt: einen, l. m. keinen.

— 256, — 7, von unten, statt: dem, l. m. den.

— 66, — 1, von unten, nach dem Wort: Pflichten, 112, Z. 6, nach dem Wort: genug, 152, Z. 4, von unten, nach dem Wort: Menschheit, 171, Z. 2, nach dem Wort: Loretti, 191, Z. 6, von unten, nach dem Wort: ungereimt, 226, Z. 3, nach dem Wort: gerade, 240, Z. 25 von unten, nach dem Wort: Sache, ist statt des Semicolons ein Comma zu setzen.

Statt: dasselbe, desselben, sollte immer gedruckt seyn: dasselbe, desselben.

IV.

Der Kampf.

An mir hat seinen Mann der Sudelfranz gefunden.
Mich schmäht der arme Narr; ich schlag' ihm tiefe Wunden.

V.

Sonderbarer Ekel.

Wenn sein Karfunkellied nach Würden ich verlache,
Spricht Franz, daß Ekel nur mein Spottgedicht ihm mache.
Wie leicht der gute Narr doch seinen Schmerz erträgt!
Nur Ekel macht es ihm, wenn man ihn blutig schlägt!

VI.

Der Selbstmord.

Gewaltsam endete sein Leben ein Poet.
Weil ich die That verwarf, werd' ich von Dir geschmäht.
O Franz, ich bessre mich; drum spare nur Dein Toben!
Erhängst Du selber Dich, will ich fürwahr Dich loben.

VII.

Schwere Verurtheilung.

„Zum Helikon schreyt Deiner Sünden Menge;
Drum suche, wandernd Tag und Nacht,
Den Seltnen, welcher Dir durch seine Schellenklänge
Den Preis des Unsinns streitig macht!"
So sprach zum Sudelfranz der Dichtergott mit Strenge.
O welche Launen doch dem Phöbus eigen sind!
Zum ew'gen Juden macht er gar ein Christenkind.

VIII.

Der After-Poet.

Eine Satyre.

Ihr Musen, sprecht! ists noth, daß ich nach Dichter-Sitte,
Für dieses Strafgedicht Euch erst um Beystand bitte?
Dem Frechen gilt mein Spott, der keine Rache scheut,
Und häufend Schuld auf Schuld, den Tempel Euch entweiht.
Dir, Göttinn des Kothurns! ward er zur Schmach geboren;
Verderben schwor er Dir, und hielt, was er geschworen.
Ihn quälte Tag und Nacht ein Teufel, und er ließ
Der ernsten Themis Dienst, die ihn — nicht bleiben hieß.
Nun schwindelt ihm der Kopf, nun jücken ihn die Finger,
Und trotz dem grauen Bart, wird er ein Musen-Jünger.

Wie schäumt und sprudelt er, wie quält er sein Gehirn!
Vom Lorber träumt er schon um seine flache Stirn.
Jetzt ahmt er Werner nach, jetzt spielt er Shakespears Affen,
Und das Theater wird zum Tollhaus umgeschaffen.
Die Menschen, die sein Kiel entstehen heißt, sind toll;
Sein Plan ist abgeschmackt, sein Vers des Unsinns voll.
Der Hörer wird betäubt von seiner Phrasen Schwunge;
An seiner Worte Schwall erlahmt des Mimen Lunge.
Doch, Sterbliche! nicht Euch schreibt er allein zur Qual:
Der Fatumsdichter ist dem Fatum selbst fatal.
Fast dächte man, er schreib', um fröhlich uns zu machen,
Weil uns das Lustspiel fehlt, sein Trauerspiel zum Lachen.
Beträchtlich weint der Held; doch wird kein Auge naß;
Jetzt flucht er, Heiden gleich, und macht den Logen — Spaß.

Doch kühne Spötter schweigt, und rümpft nicht mehr die Nasen!
Hört Ihr von Ost und West nicht die Posaunen blasen?
Zum Schwan erhebt man ihn, den Ihr als Raben schmäht;
Der neue Lohenstein heißt Phöbus Hofpoet.
Dort heißt es: Zieht nur ein, Ihr Britten, Eure Segel!
Ist Shakespear neben ihm mehr, als ein armer Kegel?
Hier liest man: Kriech' in Staub, o stolzer Calderon!
Raum hast Du neben ihm nicht auf dem Helikon.
Wie eines Cantors Schrey zu Catalanis Triller,
Verhält Dein Trauerspiel zu seinem sich, o Schiller!
Zerreißt zum Opfer ihm, gebeuth ein Kritikus,
Den armen Sophokles, verbrennt den Äschylus!
Darf sich ein Grieche noch mit diesem Deutschen messen,
So mag die kleinste Maus den Elephanten fressen.
Ihr Leser sprecht erstaunt: Unmöglich! Nun, so wißt,
Daß Eins der Lobende mit dem Gelobten ist.

Mich, denkt er, krön' ich selbst, schmäht auch ein Heer von Narren!
Bis mich ein Andrer krönt, wohl könnt' ich lange harren.
Doch hört den Rasenden, hört, wie er Rache schnaubt!
Ein Heide kam, der nicht an seine Gottheit glaubt.
Vor seinem Fluch erbebt das Chor der Orkus-Nymphen;
Voll tiefer Ehrfurcht hört der Pöbel selbst ihn schimpfen.
Schaut, wie sein stierer Blick ringsum Verderben droht!
O bückt Euch tief! Er wirft, und was er wirft, ist — Koth.
Kein Dichter wär' ich? Ha! trifft Euch nicht Jovis Wetter?
Ein Dichter muß ich seyn; ein Dichter war mein Vetter.
Ob ich ein Wicht nur bin? Es sey dahin gestellt!
Bewundern soll jedoch den Wicht die ganze Welt.
Bin ich durch Boßheit nicht geweiht zum Bücherrichten?
Was säum' ich länger denn, die Feinde zu vernichten?

O drey Mahl edler Herr! Durch den ein Blatt entstand,
In welchem Jeder stets den Stifter wieder fand,
Laß mich in diesem Blatt die Feinde meuchlings schlagen!
Hast Du zum Bösen doch von jeher Lust getragen.
Scheint Dein Willfahren auch der Menge Scheltens werth,
Wenns Deinen Mammon nur um zwanzig Groschen mehrt.
Ob alle Welt Dich haßt, wenn pflegt es Dich zu grämen?
Und wenn Du je Dich schämst, so schämst Du Dich am — Schämen.
Nun füllt er Blatt um Blatt, und zeigt, indem er schreibt,
Wie man die Büberey bis zum Erhabnen treibt.
Doch eigne Schmach nur hat er schmähend sich errungen,
Und sein Beginnen lohnt ein Pfuy von allen Zungen.
Nichts hilft sein großes Maul den kecken Goliath;
Der Spötter lose Schar neckt sich an ihm nicht satt.
Wo er sich blicken läßt, rümpft gleich sich jede Nase,
Und diesem Löwen trotzt selbst kecken Muths der Haase.

Nur groß ist, will er gleich ein zweyter Roland seyn,
Nur groß ist seine Wuth, doch seine Kraft ist klein.
Den Rachen hat er zwar der scheußlichen Hyäne,
Doch klug versagten ihm die Götter ihre Zähne.

IX.

Der reiche Mann.

Ein Gemählde nach dem Leben.

Von keinem Helden soll mein Saitenspiel erklingen;
Homer, Du Dichterfürst! nicht Dich will ich besingen.
Ich singe, wird mir gleich dafür kein goldner Lohn,
Ich singe kühn den Herrn von einer Million.
Klein war er von Geburt, und arm, doch Dank dem Trödel!
Längst sah die Welt ihn reich, und sieht jetzt gar ihn edel.
Sein Spruch ist beym Erwerb: Nichts hilft der bloße Fleiß;
Drum sey die Waare schlecht, und hoch dafür der Preis!
Der Witz, glaubt meinem Wort, sollt' es auch dunkel scheinen!
Viel trägt der Witz ihm ein, hat er gleich selber keinen.
Weil er zum Wucher oft des Mahlers Pinsel nützt,
Prahlt er, daß er die Kunst als ein Mäcen beschützt.

Er wird ein Menschenfreund, so lang er athmet, bleiben;
Denn ohne Menschen könnt' er ja nicht Handel treiben.
Als Landwirth sieht man ihn; doch wehe seinem Pflug,
Bringt er dem Wuchernden des Wuchers nicht genug!
Wirst Du nicht hundertfach des Ackers Frucht ihm mehren,
Natur! so wagt ers wohl, den Krieg Dir zu erklären.
Fast legt er Hand an sich; denn karger Sonnenschein
Läßt an der Rebe Frucht die Beeren allzuklein.
Die Furcht vor Hagelschlag läßt ruhig ihn nicht schlafen;
Die Wolle nähm' er gern drey Mahl im Jahr den Schafen.
Ist schändlich ein Gewinn? O welcher eitle Wahn!
Ihm duftet jeder süß, wie Dir, Vespasian!
Kein Thor ist er, um sich des Nächsten zu erbarmen;
Denn schied nicht selbst das Glück den Reichen von dem Armen?

Soll er allein verdammt ob seinem Mammon seyn,
Nun, so behält er wohl mit Recht ihn auch allein.
Unsträflich wandeln hat die Welt ihn stets gesehen;
Denn ach! das Sündigen kommt meistens hoch zu stehen.
Nicht mit geheimer Kunst hat ihn sein Stern begabt;
Sein Stein der Weisen ist, er schindet, geizt und schabt.
Mein ärgster Feind bist Du! spricht er zu — seinem Magen.
Dem Kaiser weigert er, was sein ist, abzutragen.
Nicht Falschheit, nicht Verrath reizt seinen edlen Groll;
Er flucht nicht Dir, o Pest! er flucht voll Wuth — dem Zoll.
Nach mehr und immer mehr heißt ihn ein Dämon ringen;
Gold soll der Schlummer ihm, Gold selbst das Athmen bringen.
Doch kaum — so richtet stets die Nemesis gerecht! —
Ist er des Goldes Herr, wird er des Goldes Knecht,
Und willig ist der Knecht, um nicht den Herrn zu meiden,
Verachtung, Spott und Hohn, und jede Qual zu leiden.

Bey vollen Kisten fragt er sonst nach keinem Heil;
Der Augen hat er zwey; vielleicht ist eins ihm feil.
Ach! seufzt er, hätte doch einst Peru mich geboren!
Zum Gold des Midas nähm' er gern des Midas Ohren.
Die eignen Kinder sieht der Vater mit Verdruß,
Weil seinen Schatz dereinst er ihnen lassen muß.
Den Alexander ließ' er gern die Welt bezwingen,
Könnt' er im Bund mit ihm nur all ihr Gold erringen.
Verheeren mag der Krieg, der Schreckliche, die Welt,
Wenn sich durch ihn sein Korn nur hoch im Preise hält.
Auch schafft um die Gebühr die Waffen er den Freunden,
Und weil er christlich denkt, für gleichen Preis — den Feinden.
Trägt eine Schuld er ab, o tödtlicher Verdruß!
Von jedem Thaler trennt er sich mit einem Kuß.
Man klagt der Bühne Fall; er läßt sich ihn nicht kränken,
Sieht seine Schaulust nur zuweilen Diebe henken.

Längst spricht der Trotzige selbst einem Crösus Hohn.
O Plutus, sey gewarnt! Er stürzt Dich noch vom Thron.
Sein Hochmuth überspringt, Vernunft! selbst Deine Schranken;
Ihm soll, meint er im Ernst, die Welt sein Reichseyn danken.
Zu dulden ist es kaum, heischt für sein schnödes Gold,
Das er mit Schmach erwarb, ein Thor der Ehre Sold!
Verdienst und Tugend soll vor ihm in Staub sich bücken,
Kehrt als ihr Todfeind gleich er ihnen selbst den Rücken.
Doch kriecht vor Rang und Macht er stets; denn jederzeit
Paart mit gemeinem Stolz sich Niederträchtigkeit.
Sprecht, ist der Wechsel nicht possirlich anzuschauen?
Zum Wurm macht ihn der Geitz, das Gold macht ihn zum Pfauen.
Empört die Boßheit sich in ihm zur tollen Wuth,
Verführt uns fast der Wahn, es fehl' ihm nicht an Muth.

Doch auch die Tapferkeit zählt er zu seinen Gaben,
Und großen Muth hat er, wenn Andre — keinen haben.
Mit Blut rächt nimmer er an einem Gegner sich;
Denn dies ist er ja selbst nicht gegen Hieb und Stich.
Doch fürchtet er auch gleich, im Schwertkampf nicht zu siegen,
So soll, hofft er, der Feind doch seinem Kiel erliegen.
Allein sein armer Witz gleicht seiner Boßheit nicht;
Drum sorgt er, daß für ihn ein feiler Söldling ficht,
Und dieser, stets bereit, mit Tinte zu vergiften,
Verlästert im Pasquill den Feind und seine Schriften.
Doch höher klinge jetzt, mein kühnes Saitenspiel!
Des Patrioten Ruhm ist Dein erhabnes Ziel.
Was? Er ein Patriot? Was hat, bey allen Musen!
Was hat beym Eigennutz noch Raum in seinem Busen?
O wie Ihr ihn verkennt! Kein Übel drückt den Staat,
Das er nicht eifernd rügt im hohen Volks-Senat.
Seht Ihr nach Eurem Wunsch die beste bald der Welten,
Wem dankt Ihr Glücklichen sie sonst, als — seinem Schelten?

Und, welch ein Patriot! nicht Steuern zahlte mehr
Läg' es an ihm allein, das arme Volk, und — er.
Und noch kein Orden ziert, kein großer und kein kleiner,
Des Hochverdienten Brust? Ach! hörts mit Staunen — keiner!
Sein stolzes Vaterland, klingt es gleich parador,
Mit Hohngelächter, ach! belohnt es seinen Fox.
Drum mied' er gern den Rath plebeischer Philister,
Und suchte Ruhm und Glanz im Kreise der Minister.
Glück zu dem edlen Plan! Doch leider ist der Berg,
Den er erklimmen will, zu steil dem armen Zwerg.
Und büßt er nicht gerecht? Wer darf den zweyten Götzen,
Sprich selbst, o goldnes Gold! Dir an die Seite setzen?
O daß er seinen Werth so sehr vergessen kann!
Minister will er seyn, und ist ein — reicher Mann!
Drum nimm zu Deinem Gold Dir noch die goldne Lehre:
Freund, bleib' im niedern Stand! Dein Gold ist Deine Ehre.

Es ist, so lang Du lebst Dein Trost in jeder Noth,
Und raubt der Welt auch Dich dereinst der strenge Tod,
So wird es sich als Schrift zum stolzen Marmor fügen,
Um noch zu Deinem Ruhm die Enkel — zu belügen.

28.